

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 21. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin, 1. November 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Wunderfindes.

Von Emile Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinicke.

(Fortsetzung.)

Im Jahreskleidchen.

Gretchens erster Winter war hart und lang gewesen, ihr aber ganz gut bekommen, denn die besorgte Mama hatte das Kind in den wärmenden, langen Tragkleidchen belassen. Infolge dessen war aber von Gehversuchen abgesehen worden. Wenn einmal irgend ein Unverständiger sich wunderte, daß das große, starke Kind noch gar nicht von den eigenen Beinchen Gebrauch machte, so hieß es: das ist ein Glück, sonst bekäme es bei seiner Schwere und Fülle krumme Beine.

Am ersten Geburtstage überraschte die Großmama Kind und Eltern mit dem ersten kurzen Kleidchen, zu dem sie heimlich Maß genommen. Sie war aber doch in Sorge, ob es nicht wieder verpaßt sei wie die 'süßen' Hemdchen und 'goldigen' Säckchen, die freilich nicht einmal nach Augenmaß, sondern aus freier Phantasie der Tanten gearbeitet worden waren. Da nun der Tag warm und die Neugier groß war, so wurde gleich Anprobe gehalten. Das Kleidchen saß 'prachtvoll', nicht wie bestellt, sondern wie ausgesucht.

Tante Magchen hatte ein Bilderbuch und Tante Lieschen eine Puppe geschenkt. Diese Puppe aber war schwarzäugig, wie Tante Lieschen selber, und extra so bestellt. Puppen haben nämlich, wie die Neugeborenen,

alle blaue Augen. Beide Tanten waren sehr gespannt auf den Effect ihrer Geschenke.

Gretchen saß im kurzen Kleide, mit rothen Schuhen an den Füßchen, auf ihrem leibeigenen Teppich und nahm Huldigungen und Geschenke in Empfang wie eine Herrscherin.

Zuerst die Puppe. Es muß vorausgeschickt werden, daß Gretchen schon sehr wortreich war, aber weder in der üblichen Kindersprache, noch von sich in der dritten Person redete.

Sie betrachtete die Puppe stumm mit großer Aufmerksamkeit. Tante Lieschen wollte der Entscheidung vorgreifen: „Aber Gretchen, was sagst Du denn dazu?“ fragte sie, sich niederbeugend.

Gretchen sah die Tante an, sah die Puppe an, berührte mit einem Fingerchen ein Auge der Tante, stieß in das der Puppe und sagte wegwerfend:

„Tante Liese kann ihre zumachen,“ und ließ die Puppe fallen.

Vergleich, Kritik und Compliment in wenig Worten. War Gretchen etwa kein Wunderkind?

Das Bilderbuch machte mehr Effect als die Puppe. Einem darin enthaltenen Neger hielt sie die Hand vor die diden Lippen und forderte: „Ausspucken“, wie man zu ihr sagte, wenn sie einen Kirchlern oder dergleichen im Munde hatte, und als sie das Bild einer Mulattin zu Gesicht bekam, rief sie anmirt: „Lotte, Lotte!“

Charlotte, die Amme, nahm den Vergleich zwar sehr übel, die Aehnlichkeit konnte aber nicht geleugnet werden.

Die Tanten aber hatten einen feinen, individualisirenden Künstlerblick in Gretchen entdeckt und

stürmten ihrem aus dem Dienst heimkehrenden Schwager bis in den Flur entgegen, um ihm zu erzählen, daß in dem Wunderkind eine Künstlerin stecke.

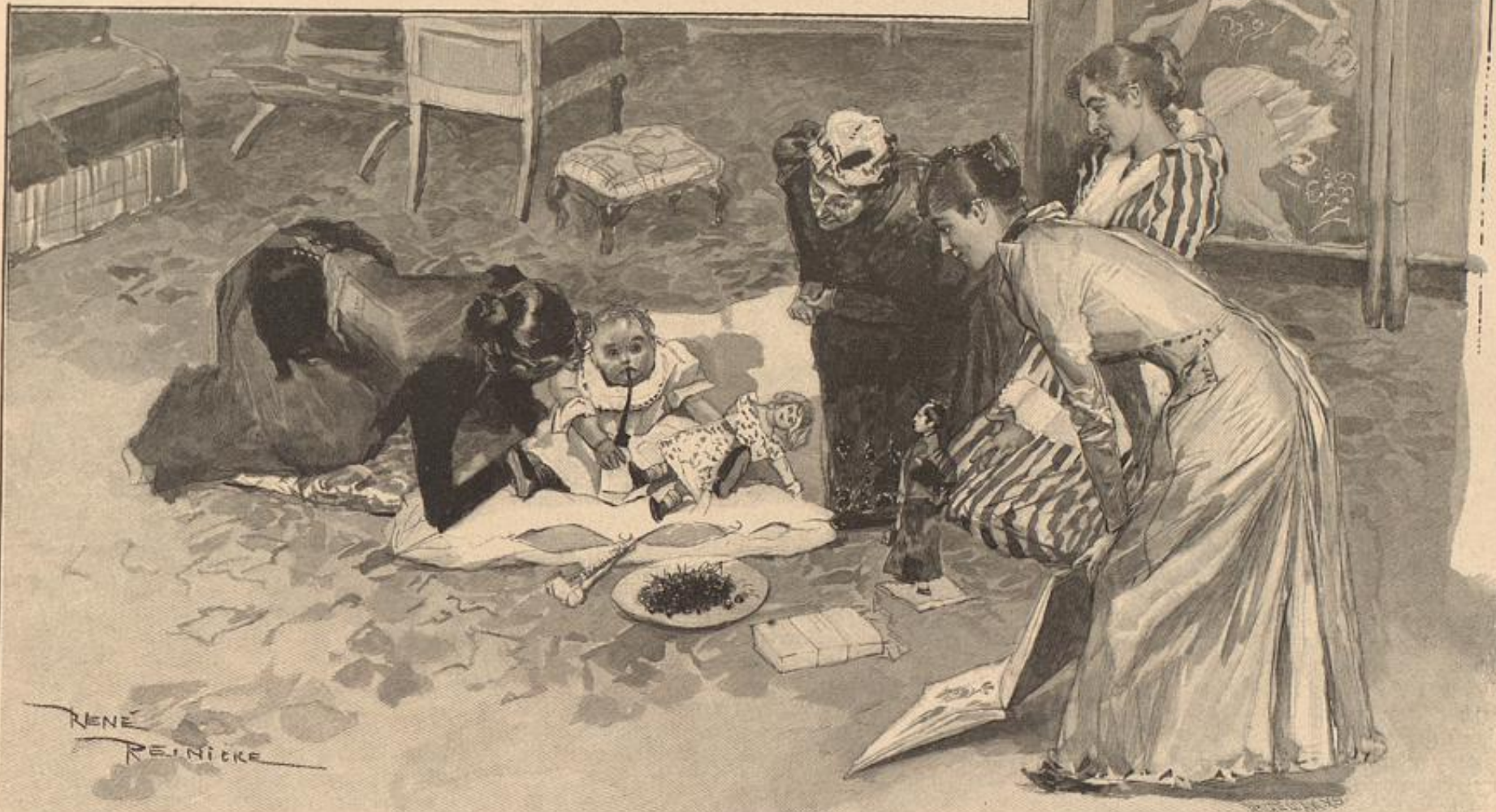
Der Papa freute sich natürlich sehr darüber und fragte, in sein Zimmer tretend, das sich neben dem befand, worin das Geburtstagskind inmitten seiner Schätze auf dem leibeigenen Teppich saß: „Wo ist denn aber mein kluges Kind?“

„Da!“ antwortete Gretchen, erhob sich und ging dem Papa entgegen, als ob ein erster Gang kein Kunststück wäre. „Die dummen langen Röcke haben es bisher gehindert,“ sagte der Papa stolz.

Die Tanten schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und liefen diesmal in die Küche, um das neueste Wunder zu verkünden. „Es hat doch Genie für alles!“ sagte Charlotte.

Die Ruthe.

Es half nichts, — Gretchen mußte die unangenehme Bekanntschaft machen. Die Amme war entlassen und durch ein Kinder mädchen 'Mimi' ersetzt, und mit Mimi konnte Gretchen sich nicht arrangiren. Es ging ja schon mit der Mama schlecht genug, aber mit der phlegmatischen, schwerbegreifenden Mimi ging es gar nicht. „Respect muß sein,“ entschied der Papa



Aus dem Leben eines Wunderfindes.

Gretchen nahm Huldigungen und Geschenke in Empfang wie eine Herrscherin.

und kaufte eine Ruthe. Mit dem Band der Natur und der Sympathie allein machte es sich nicht.

Nach der ersten Bekanntschaft mit der Ruthe fühlte sich Gretchen sehr unbehaglich.

Es war am Sonntag Morgen gewesen. Nachmittags ging Mimi mit einer Freundin aus, nachdem sie in der Kammer der Köchin die Pantoffeln mit einem Paar funkelnagelener Stiefel vertauscht und ein Corset angelegt hatte, um das neue Kleid mit der engen Taille zuzubekommen. Sie sah sehr schön und gepeinigt aus.

Gretchen vermisse Mimi in ihrer Pracht nicht, sie hing heute ganz andern Eindrücken nach. Um 6 Uhr erschien Mimi wieder, noch im Sonntag-Nachmittag-Ausgeh-Staat, um das Nöthige für die Nacht herzurichten. Gretchen hatte auch noch ihr Sonntagskleid an; beide schienen sich indes nicht glücklich darin zu fühlen. Mit ihren klugen, schwarzen Augen verfolgte Gretchen aufmerksam und neugierig Mimis Thun, wie diese beim Bettmachen ächzte, welche kleine peinliche Schritte sie machte, sie, die sonst so bequem ausschritt, und wie vorsichtig sie sich setzte. — „Mimi,“ fragte das Kind, wissenschaftlich interessiert, „Du hast wohl auch mit der Ruthe bekommen?“

Kommt er?

Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß es mit Tante Lieschens Autorität trotz der Ruthe schlecht bestellt war. Gretchen wußte nämlich ganz genau, daß Tante Lieve das unangenehme Instrument selber verabscheute, nie handhabte und höchstens nothgedrungen damit drohte.

Wenn es regnete oder der Ostwind ging, durfte Gretchen nicht spazieren gehen und war dann stets bei schlechter Laune. An einem solchen Morgen war Mama einmal nach Potsdam gefahren, um eine Bekannte zu besuchen. Papa befand sich alle Morgen im Dienst und Tante Lieve, um Gretchen zu hüten, in Mamas kleinem Cabinet, das durch eine Portiäre mit dem Salon verbunden war und jenseits dieser den Blick in Pappas Zimmer gestattete. Das Kind hatte den langen Morgen unter allerlei Unarten hingebracht, nun wußte es keine mehr, und der Vormittag war immer noch nicht zu Ende. Die Tante las; ihre Unterhaltungs- und Erfindungsgabe war offenbar erschöpft. Seit zehn Minuten hatte sie auf Gretchens immer energischer ausgestoßene Forderung: „Was anders, Tante Lieschen,“ nichts mehr erwidert. Gretchen versuchte es nun mit Weinen und steigerte dies allgemach bis zum Brüllen. Vorstellungen seitens der Tante, Tänze einiger Gegenstände, wie Hampelmännchen, Garnknäulchen und dergleichen vor Gretchens Nase, — schließlich die Drohung mit der Ruthe, erwiesen sich als längst verbrauchte Wiße. Tante Lieve gerieth in Verzweiflung, sie wußte weder ein noch aus, Ergebung schien das einzige, was hier übrig blieb.

Denn Gretchen hatte Geschmach am Brüllen gefunden und setzte es fort. Acht bis zehn Minuten, — eine Viertelstunde —. Sie war ja schon als Säugling Virtuofin darin gewesen.

Die Tante verfolgte jeßnjüchtig den Zeiger der Uhr; jeden Augenblick konnte der Schwager aus dem Dienst kommen, und dann, das wußte sie, hörte das entseßliche Geheul von selber auf. Da, — war das nicht des Schwagers sporenklirrender Schritt? Sie beugte sich vor, um an der Portiäre vorbei in das dritte Zimmer zu sehen. Gretchen, aus ihrer Ecke brüllend, beobachtete die Tante genau, sie begriff deren Bewegung, hörte mit Schreien auf und fragte verwundert: „Kommt er schon?“ Mit dem Humor der Verzweiflung antwortete Tante Lieschen: „Noch nicht, Du kannst weiter brüllen.“ Und Gretchen setzte genau da ein, wo sie unterbrochen worden war und brüllte weiter.

Nach einer Weile guckte die Tante wieder um die Portiäre. „Kommt er nun?“ fragte Gretchen, in einer brillanten Cadenz kurz abschnappend. „Noch nicht!“ war die Antwort. Gretchen fand diesmal den rechten Ton nicht und setzte mehrmals an; endlich mit einem Doppelschlag, der fast wie Gähnen klang, gelang die Fortsetzung.

Noch einmal versuchte die Tante eine Unterbrechung durch Umschauen nach dem Ausbleibenden. Die Wirkung war dieselbe; das Kind blickte die Tante aufmerksam an, diese aber sagte resignirt: „Schrei nur ruhig weiter, er kommt immer noch nicht.“

Es folgte ein stark schwankender Ton. Der Anfaß war wahrscheinlich zu hoch genommen, denn Gretchen setzte ab, räusperte sich und versuchte es mit der tiefen Quinte. Es war wieder nichts, — sie mußte husten. Noch einmal in der hohen Terz, — sie blies die Backen auf, — es kam nicht in Gang. Empört wandte sie sich an die Tante. „Nun kann ich nicht mehr, Tante Lieschen, das hast Du nun davon.“

Nicht ganze Masse!

Aus Furcht, ihr Kind zu ‚verfüttern‘, hielt die Mutter dieses sehr knapp. Kein Wunder, daß es immer hungrig

war und in den Ruf der Gefräßigkeit gerieth. Daß es nicht gerne abgab, hing auch damit zusammen.

Es gab nicht einmal gerne von der Obertasse in die Untertasse ab, wenn seine Milch auf diese Weise von Mimi gefühlt wurde, sondern rief immer ängstlich besorgt: „Nicht ganze Masse! Nicht ganze Masse!“

An Mamas Geburtstag war es Gretchen verheißen, mit der süßen Speise zugleich beim Diner zu erscheinen, und, wenn das Kind sehr artig sein würde, auch etwas von der Speise zu bekommen. Es gab Götterspeise, bestehend aus Schlagahne, Pumpernickel und Erdbeeren, eine Composition, die auch Tante Lieves Herz in Wonnen erbeben ließ.

Die Köchin hatte erlaubt, daß Gretchen draußen den Finger in den weißen Schaum stecken und kosten durfte. Das Gleichniß vom Tiger, der Blut geleckt, gewährt einen matten Begriff von dem Zustand, in dem Gretchen bei der Tafel erschien. Aber sie hielt Contenance, denn sie war klüger als der Tiger und wußte, daß der Genuß wirklich von ihrer ‚Artigkeit‘ abhing. Die Götterspeise erschien und ging, von dem Diener präsentirt, von Einem zum Andern, und der köstliche Schaum sank mehr und mehr zusammen. Mit funkelnden Augen, mit brennenden Wangen und pochendem Herzen verfolgte Gretchen, auf der Mutter Schoß sitzend, das Abnehmen der Speise. Hin und wieder flog das Köpfchen zu ängstlicher Frage herum, das Händchen faßte krampfhaft der Mutter Wange, aber auf das warnende „st! st!“ zügelte das Kind stets wieder Begierde und Besorgniß. Jetzt kam die Schüssel an Tante Lieve. Diese fuhr zweimal mit dem Löffel in den Schaum; aber es blieb doch noch die Hälfte davon stehen. Und nun reichte der Diener die Platte der nächsten Person. Diese war Vetter Otto, der Cadett, dem es ähnlich erging wie Gretchen; nur besaß er mehr Freiheit und kam eher an die Reihe. Nach zwei Löffeln wollte der Diener die Schüssel zurückziehen, aber der Cadett hielt fest, — Gretchens Augen durchbohrten den Unerfättlichen; — er fuhr zum dritten Mal in den Schaumberg, — wie klein der geworden war, — und noch einmal! — Er nahm vielleicht alles — — —

„Nicht ganze Masse! Nicht ganze Masse!“ schrie das Kind. Alle folgten seinen Blicken, und der Cadett legte beschämt den Löffel nieder.

Siehst Du wohl, Milachen!

Am liebsten hielt sich Gretchen bei der Mutter auf. Besonders gern saß sie daneben auf einem Bänkchen, wenn die Mutter nähte, und that es ihr nach. Anfanglich erhielt sie eine Stopfnadel mit einem Faden ohne Knoten und einen Lappen dazu.

„Jetzt nähen wir ein Kleid, Milachen,“ jagte Gretchen befriedigt. Das Verhältniß war nämlich ein sehr kameradschaftliches; Gretchen nannte ihre Mama wie der Papa: Milachen. Sie zog den Faden eine Weile durch, betrachtete dann den Lappen, fand keine Veränderung und kam der Sache bald auf die Spur. Sie band ein Streichhölzchen an das Ende ihres Fadens. Das hielt ihn fest. Nun ging die Sache ganz anders; der Lappen krümmte und krauste sich, daß es eine Freude war.

„Siehst Du wohl, Milachen,“ sagte sie jedesmal befriedigt, „jetzt kann ich das schon viel besser als Du! Ich nehme aber auch neue Streichhölzchen dazu.“

Dann bemerkte sie einst, daß Mama Knöpfe an ihrer Arbeit befestigte. Flugs holte sie einen Knopf aus dem Arbeitslästchen und nähte ihn an die Portiäre. Er saß wie angewachsen.

„Siehst Du wohl, Milachen, das kann ich auch schon wieder viel besser als Du!“

Seitdem war niemand sicher vor Knöpfen.

Mimi fand den Scheuerlappen mit Knöpfen besetzt, Papa seine Handtücher; Tante Lieve entdeckte gar einen großen Hornknopf an dem Band ihres Strohhutes und bei einer Kaffeegesellschaft hatte Gretchen nicht nur die Mantillen der Damen heimlich mit Knöpfen garnirt, sondern auch je zwei Damen zusammengenäht und die Verbindung durch einen blanken Knopf von der Diener-Livree gleichsam besiegelt. Das Schlimmste aber war, daß Gretchen einmal Großmama an die Tischdecke genäht hatte, sodaß diese beim Aufstehen alles herabzog, was auf dem Tische stand.

Wenn dann Mama mit großer Mühe das feste Nähwerk Gretchens austrennte, sagte diese stets sehr stolz: „Siehst Du wohl, Milachen, ich kann das weit besser als Du!“

Die kleine Pflegerin.

Mama lag zu Bette, und in der Familienwiege schlummerte ein zweites Töchterchen, — in ganz normalen Dimensionen. Die ‚süßen‘ Hemdchen und ‚goldigen‘ Fädelchen kamen nun doch noch zu Ehren.

„Schau‘ Gretchen, welch‘ hübsches, lebendiges Püpp-

chen Du geschenkt bekommen hast,“ sagte ihr Tante Lieschen.

Gretchen hatte mit einem Jahr und sieben Monaten bereits Erfahrungen gesammelt und war bestrebt, sie zu verwerthen. „Ich will es durchhauen,“ erklärte sie demnach als Erstes.

„Das darfst Du nicht!“

„Dann kannst Du Deine Puppe wieder mitnehmen.“

Gretchen war nämlich der Ansicht, daß diese Sorte Geschenke alle von Tante Lieschen stammten.

Sie hatte ihre erste Puppe Tante Lieschen genannt und kaufte diese zweite ‚Alexandrinestraße Nr. 14‘, nach der Wohnung der Tante. Es war eine Aufmerksamkeit ihrerseits, die aber nicht unbedenklich schien; denn die Leute nannten das Neugeborene bald alle ‚Nr. 14‘, was am Ende doch kein gutes Licht auf die Mutter warf. Gretchen ließ dann auch mit der Zeit die Nummer fort; bei der ‚Alexandrinestraße‘ blieb sie aber. Uebrigens machte sie sich gar nichts aus der Puppe, die sie nicht einmal durchhauen sollte. Ihr wurde dafür eine andere Genugthuung zu theil; sie durfte die Mama pflegen. Das that sie denn mit ungeheurer Zuversicht.

Die Mama war noch sanfter als sonst und womöglich noch nachgiebiger.

Wenn Gretchen neben dem Bette der Mutter auf dem Sorgenstuhle saß, den ihr die Großmutter nachmittags auf ein Stündchen überließ, und den Gretchen nicht ohne Mühe erkletterte, dann fühlte sie sich wenigstens als joviell Autorität wie die Großmama, eigentlich mehr. Sie erlaubte und verbot der Mama nach eigenem Ermessen und war nie in Zweifel, wie die Großmama es doch mitunter war. Das machte, sie hatte ein enormes Zutrauen zur eigenen Kraft und Weisheit.

Einmal seufzte die Mama und sagte: „Wie schön muß es heute im Garten sein!“

Da klopfte Gretchen mit der kleinen runden Hand tröstend die blassen Finger der Mutter und beruhigte sie mit den Worten: „Sei nur ruhig, Milachen; wenn Du hübsch artig bist, trage ich Dich auch in den Garten!“

Philosophie oder Sauf-Genie.

Daß Gretchen ein Wunder und Genie war, stand fest; selbst der Reid konnte an dieser Thatsache nichts ändern, da keines der Altersgenossen den Vergleich mit ihr aushielt. Es wurden aber Prophezeiungen daran geknüpft, wie: Wunderkinder werden nicht groß; sie sind eine Plage für jedermann; wer weiß, nach welcher Richtung sich dieses unnatürliche Genie ausbildet u. s. w.

Als Gretchen 2¹/₂ Jahre alt war, gerieth sie durch einen Zufall vor einen großen Spiegel, der bis zur Erde reichte. Sie betrachtete ihr Spiegelbild sehr aufmerksam und ernst, ohne etwas zu äußern.

„Wer ist das?“ fragte die Großmama.

„Das bin ich!“ erwiderte Gretchen mit großer Sicherheit und Ruhe, um nach einer kleinen Pause in derselben Weise hinzuzusetzen: „Und ich bin ich!“

„Mehr wußte Hegel auch nicht,“ sagte der Papa.

Er schien nach dieser Aeußerung kaum zu bezweifeln, daß sich das Genie in philosophischem Scharfsinn Bahn brechen würde.

Ein halbes Jahr später wurde ihm ein anderes Prognostikon gestellt.

Es hatte scharf gefroren, als Gretchen beim Spazierengehen im Thiergarten mit dem Papa und dessen Regiments-Commandeur zusammentraf. Der alte Herr ließ sich den Sprößling seines Rittmeisters vorstellen und redete Gretchen an. Dieses aber sollte dem Vorgesetzten seines Vaters keine Aufmerksamkeit, da just ein mit Eischollen beladener Wagen an ihnen vorüber kam. „Ach Papa!“ rief Gretchen entzückt aus.

„Gefällt Dir das blanke Eis?“ fragte der Oberst freundlich.

„Nein!“ antwortete Gretchen kurz, setzte aber, zu Papa sich wendend und dem Eise jeßnjüchtig nachsehend, hinzu: „Ach Papa! Die schöne Menge Sect, die wir in dem Wagen kalt stellen könnten!“

Erschröck rief in seiner derben, drastischen Art der Oberst aus: „Hören Sie, Schönborn, da könnte mir Angst werden! In dem Kinde scheint ein Sauf-Genie zu stecken. Seien Sie froh, daß es kein Junge ist!“

In der Kirche.

Tante Lieschen war und blieb die Lieblingsstante. Und sie hatte immer noch sanfte, schwarze Augen und glänzende, blonde Zöpfe und wohnte immer noch ‚Alexandrinestraße Nr. 14‘ und ging immer noch Sonntags den himmelweiten Weg bis in die kleine Kirche am Köpenicker Felde und aß darauf bei Schwester Mila zu Mittag. Oft schon hatte Gretchen gebeten, die Tante in die Kirche begleiten zu dürfen, aber sie war stets mit der Redensart abgewiesen worden: „Ein andermal!“

Gretchen haßte dies „andermal“, denn es hatte für sie die Bedeutung von niemals. Einmal kam aber das „andermal“ doch. Tante Lieschen war am Sonnabend abends bei der Schwester gewesen. Als sie nach Hause gehen wollte, war ein arges Wetter losgebrochen, sodaß sie die Nacht dableiben mußte. Der nächste Morgen brachte den schönsten Sonnenschein, herrliche Frische ohne Wind, und Tante Lieschen beschloß, Gretchen mit in die kleine Kirche zu nehmen. Es war nur die halbe Strecke von hier, und ein Morgen-Spaziergang konnte für das Kind nur gut sein. So machten sie sich nun auf den Weg. Tante Lieschen war aber gar nicht so nett wie sonst bei Spaziergängen; das machte, sie hegte einige Besorgnisse wegen Gretchens Kirchenbesuch und füllte den hübschen Weg mit langweiligen Ermahnungen aus. In ihrer Vorsicht begab sich Tante Lieschen auf den Chor, wo außer ihnen sich nur noch einige Soldaten befanden. Die Helme standen auf den Bänken, die Soldaten selbst lehnten an dem Geländer und sahen den Leuten unten auf die Köpfe. Tante Lieschen nahm auf einer leeren Bank Platz, Gretchen setzte sich daneben zu den Helmen. Es wurde schon gesungen, als sie eintraten, Tante Lieschen schlug ihr Buch auf und sang mit. Eine Weile hörte Gretchen zu; die Soldaten sangen auch, furchtbar laut; Gretchen war nicht sehr musicalisch, aber sie sang gern und um so lieber, je schief er ging. Hier kam es ihr ganz zwanglos schief vor; sie überlegte, welches von den drei Liedern, die sie kannte, am besten hierher passen würde, und begann dann plötzlich mit gefalteten Händen ganz laut: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wie—hie—der her, gib sie wie—hie—der her, — sonst wird dich der Jäger holen mit dem Schieß—gewehr.“

Die Soldaten drehten sich um, und Tante Lieschen verbot Gretchen das Mitsingen; sie dürfe nur zuhören. Das ging wieder für einige Augenblicke, langweilte Gretchen aber sehr, und sie liebäugelte mit dem nächststehenden Helme. Während die Tante aufstand und unten in der Kirche jemand laut sprach, zog Gretchen ihr Taschentuch, befeuchtete es auf die natürlichste Weise von der Welt und fing an die Helme zu putzen. Als Tante Lieschen sich umah, war sie schon beim dritten.

„Tante Lieschen, werden die Soldaten sich freuen!“ rief Gretchen triumphierend. Die Tante aber zog sie erschrocken zu sich herüber, soweit wie möglich von dem Schauplatz ihrer Thaten weg.

Nun erstieg der Pastor die Kanzel und begann seine Rede. Die Kanzel befand sich gerade gegenüber, sodaß Tante Lieschen und Gretchen ihn genau sehen konnten. Es war derselbe Pastor, der vor drei Jahren Gretchen getauft hatte und dann noch einige Male bei ihren Eltern im Hause gewesen war. Gretchen kannte ihn aber nicht wieder, obwohl sie ihn bei der Taufe doch unverwandelt angesehen hatte; im Alter von 4 bis 6 Wochen sind die Eindrücke eben weder tief noch nachhaltig. Mit 18 Jahren ist das, selbst bei niedergeschlagenen Augen, schon anders. Tante Lieschen kannte den Herrn Pastor also, sie hörte ihn ja auch seit drei Jahren alle Sonntage predigen. Aber ansehen konnte sie ihn immer noch nicht recht, sie blickte noch gerade so schüchtern wie vor drei Jahren. Gretchen aber sah dem Herrn Pastor so scharf in das Gesicht wie damals, aber er blieb diesmal nicht in der Rede stecken, trotz des vis-à-vis der schwarzen Augen.

Uebrigens konnte Gretchen bei aller scheinbaren Aufmerksamkeit unmöglich ganz bei der Sache gewesen sein, denn es erscholl plötzlich in den etwas monotonen, langsamen Vortrag des Herrn Pastors die laute Frage ihrer hellen Kinderstimme:

„Tante Lieschen, ist Du lieber Hasenbraten oder lieber Vanillen-Sauce?“

Wieder sahen sich die Soldaten um; Tante Lieschen aber hätte ihre Zusammengehörigkeit mit dem Kinde gern verleugnet, wenn nur noch andere Leute außer ihr und den Soldaten auf dem Chore gewesen wären! Sie wurde vor Schreck erst blaß, dann roth und flüsterte Gretchen zu: „Ich habe Dir doch gesagt, daß man in der Kirche nicht sprechen darf.“

Das war nicht correct und bestrafte sich sogleich.

„Aber der Mann spricht doch immerfort,“ sprudelte Gretchen hinter der Hand der Tante hervor, die diese ihr auf den Mund preßte.

Als beide sich nach Hause begaben, und Tante Lieschen das Kind für sein unpassendes Betragen in der Kirche noch schalt, ging ein Mann an ihnen vorüber, der die Tante anredete. Es war wieder der Herr Pastor, und die Tante wurde wieder ganz roth und bat um Entschuldigung wegen der Störung in der Kirche und sagte, sie sei sehr unglücklich darüber.

Der Pastor erwiderte, er habe das bemerkt und sich erlaubt, sie anzureden, um sie zu trösten; es sei aber besser, so kleine Kinder nicht mit in die Kirche zu nehmen. Die Tante preßte während seiner Rede Gretchens Hand so heftig, daß Gretchen laut „Au!“ schrie,

worauf die beiden anderen ein wenig lachten. Dann bat der Herr Pastor um Verzeihung, daß er nach so langer Zeit es gewagt, dem gnädigen Fräulein wieder entgegenzutreten, und murmelte etwas von „Entsagung und Herzeleid“, von einem Kampf ohne Sieg, und war verschwunden.

Tante Lieschen aber zog den Schleier und das Taschentuch vor und behauptete auf Gretchens Frage, der Wind treibe ihr Staub in Augen und Nase.

Es mußte dem Wind, von dem Gretchen nichts merkte, außerordentlich Mühe machen, nach dem starken Regen vom Abend zuvor noch Staub für Tante Lieschens Augen und Näschen herbeizuwehen.

Auf der ersten Reise.

Kurze Zeit nach ihrem Kirchenbesuche betrat Gretchen zum ersten Mal auch einen Bahnhof. Man kann sogar sagen, bei Gelegenheit ihrer ersten Reise; denn damals, vor zwei ein halb Jahren, auf dem Arme der Amme, hatte man sie nur als Paket behandelt.

Das Erste, was ihr auffiel, war das Büffet. Mama und Mimi waren mit Ma beschäftigt, dem Schwesterchen, das Gretchen so consequent Alexandrinenstraße genannt hatte, daß man dem Kinde den Namen Alexandrine gewissermaßen schuldig wurde und es also taufte, wodurch schließlich der schöne Name Alexandrinenstraße No. 14 bis in die heidnischen Laute Ma verstümmelt wurde.

Also Mama und Mimi verschwanden mit Ma; Papa ging, um Billets zu lösen, während Gretchen beim Handgepäck saß und ihre Umgebung verständnißvoll musterte. Da war ein Tisch mit allerlei guten Dingen besetzt, wie: Teller mit Brod, Fleisch, Obst und Kuchen, Glasglocken über Chocoladen-Plätzchen und Braten, Flaschen mit verschiedenfarbigem Inhalte. Sie bemerkte, daß ein Herr sich einen Teller mit Fleisch und Brod von dem Tisch nahm; anfänglich dachte sie, es sei der Herr des Hauses. Dann kam ein zweiter und bekam ein Glas Wein; auch eine Dame trat hinzu, die neben Gretchen gesessen und Handgepäck hütete wie sie. Und diese Dame nahm etwas Wunderbares vom Tisch, eine Semmelschnitte mit röthlichen Schwänzchen, — es waren Crevetten. Alle aßen, was sie entnommen, mit gutem Gewissen; es wurde dem denkenden Gretchen klar, daß dies Eisenbahn-Brauch sei. „Ach so,“ sagte sie, rutschte von der Bank, auf der sie gesessen, nahm das Fußschemelchen von Mams Amme mit, da sie mit richtigem Augenmaße taxirte, daß sie nicht auf die Höhe des Büffets werde reichen können, und traf in würdiger Ruhe ihre Anstalten zur Erreichung der zweiten Crevetten-Schnitte, die sie von ihrem Platz aus gesehen hatte. Sie fragte niemand um Rath oder Erlaubniß, sondern machte es wie die Andern. Die Büffet-Dame lächelte, und Gretchen speiste ihre Crevetten-Schnitte.

Als sie fertig war, kam der Papa; Mama und Mimi fanden sich mit Ma auch ein, man sammelte das Gepäck und brach auf. Da meldete sich die Büffet-Dame mit der Rechnung für Gretchens Semmel.

„Hast Du das gegessen?“

„Ja, Papa.“

„Wie kamst Du dazu?“

„Mit Mams Fußbank.“ —

Die Eisenbahn-Fahrt befremdete das Kind nicht so sehr, die Sache erinnerte sie an ein Carroussel auf dem Jahrmarkt; sie fand das Geradausfahren nur hübscher, und als es sehr schnell wurde, erkundigte sie sich bei Papa: „Kann die olle Droschge auch nicht umfallen?“ Mimi, die nicht viel mehr Erfahrungen auf dem Gebiete besaß, fragte nach der Bedeutung der vielen Drähte, die sich scheinbar auf und nieder bewegten, worauf Gretchen sie altklug belehrte: „Das sind die Zügel vom Eisenbahn-Rutsch.“

„Zügel?“ wiederholte Mimi spöttisch. „Ach geh, es sind doch keine Pferde vor!“

„Aber die Eisenbahn thut doch so, Mimi,“ beharrte Gretchen. — Spielt die Eisenbahn etwa nicht Pferdchen, lieber Leser?

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Schluß.)

Airlich, eine ganze lange Weile vermifste man Zella nicht. Herr Koscher war, sie glaubhaft entschuldigend, allein zurück gekommen und hatte, ohne jede Vorbereitung, urplötzlich um Stella geworben. Die überraschten Eltern machten keinerlei Einwendung; allerdings, daß Stella, die Jüngste, zuerst daran kam, schien nicht in der Ordnung. Aber wenn schon, — endlich eine Braut!

Stella selbst war ganz sprachlos gewesen, ein bißchen einfältig sogar, wie immer. Schließlich aber brach die Glückseligkeit doch hervor.

Wer zuerst in dieser Stunde der Ueberraschung der älteren Schwester gedachte, war Ella. Es dünkte ihr taktlos, daß Zella fehlte, aber — menschlich! Nach einigen halbunterdrückten Fragen ging sie in den Garten, um Zella zu suchen. Bruno, der heute Abend kaum ein Auge von ihr gelassen, folgte ihr.

Und nun sahen beide im Mondlichte deutlich ein leeres Boot daher treiben. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihnen zugleich auf. Binnen wenigen Minuten hatte Bruno ein zweites Fahrzeug zur Stelle geschafft und war hastig und still hinausgerudert.

Und da, — da erblickte er deutlich, wie das heliotropfarbene Kleid zwischen den silberglänzenden Wellen auftauchte und verschwand.

Eine Viertelstunde später hielt Ella die todesstarre Schwester in den Armen, nachdem sie die Geistesgegenwart gehabt, den Eltern zu sagen, Zella sei unpäplich, und sie bleibe bei ihr.

Nun lag Zella in der dürftigen Schlafstube. Nur Bruno und Ella waren bei ihr; es wurde kaum ein Wort gewechselt. Der junge Arzt zitterte vor Aufregung, Ella dagegen schien ruhig.

„Wir müssen sie in's Leben bringen, es wäre auch für Papa der Tod! — Wir wollen die künstliche Athmung einleiten.“

Ella riß eine Matratze aus dem Bette; sie legten Zella flach hin, den Kopf etwas tiefer. Mit energischer Hand zerschchnitt Ella das schöne Heliotrop-Kleid, befreite den Oberkörper und begann mit übermenschlicher Anstrengung jene Druck-Operationen, die unter Umständen die Athmung wieder herstellen.

„Es nützt nichts mehr,“ sagte Bruno nach einer Weile dumpf.

„Es muß nützen!“ bestand Ella thranenden Auges, noch immer über dem starren Körper knieend. Erst, als ihre Kraft nachließ, duldete sie, daß Bruno sie ablöste. Und noch einmal schrie sie angstvoll:

„Wir müssen, — müssen sie retten!“

Und immer wieder lauschten sie bebend auf jenen ersten schwachen Athemzug, der Rettung bedeutet.

Aber Zella blieb stumm, bewegte die blauen Lippen nicht. Und nun die letzte Probe mit heißem Siegelad. Die weiße Haut röthete sich nicht, — Zella war eine Leiche.

Da warf sich Ella mit rasendem Schmerz über die Todte; und dann, als Bruno besorgt und erschüttert seine Hand auf ihren Scheitel legte, barg sie sich an die Brust des einzigen Menschen, der ihr jetzt Trost zu spenden vermochte.

Frau Oberst von der Waidt war mit der nunmehrigen Laufbahn ihres jungen Sohnes so weit ganz einverstanden; denn das von ihm begründete Sanatorium für Nervenranke hatte einen erfreulichen Aufschwung genommen. Auch mit seiner Verheirathung hatte sie sich schließlich abgefunden. Anfangs wäre es beinahe zu einem vollständigen Bruche zwischen Mutter und Sohn gekommen. Eine Aertzin als Schwiegertochter, — das schien der Frau Oberst geradezu ungeheuerlich. Aber da Frau Doctor Ella nur neben ihrem Gatten, in dessen Anstalt und in der Abtheilung für weibliche Patienten, wirkte, so bekam die Sache ein leidliches Ansehen, eine anständige Form. Nachträglich hatten auch der General und Edgar die neue Verwandte förmlich anerkannt, indem sie zur Taufe des erstgeborenen Sohnes erschienen. Nur eines ärgerte die Frau Oberst: Die Zeitungsannoncen! Den Namen, den so viele verdienstvolle Offiziere getragen, regelmäßig zwischen den Ausverkäufen von Confectionären und den Anpreisungen billiger Kohle zu lesen, das blieb ein Stachel für ihren Familienstolz. Daß man über Edgars Ehe so mancherlei munkelte, behelligte sie weniger.

Das Sanatorium lag bei Hesseuroda, auf einer der Höhen des Thüringer Waldes, in herrlicher Umgebung. Die Oberstin pflegte immer im Herbst zum Besuch zu kommen, vielleicht, weil Regierungsraths gewöhnlich schon anfangs des Sommers hier einige Wochen zubrachten.

Guttenberg war zwar in den Rufstand verheiratet, aber dieser Schlag war durch das Wohlwollen des Ministers gemildert worden; noch ganz kurze Zeit zuvor hatte man den Rath zum Geheimen Rath ernannt. War er auch nicht hergestellt, so konnte er doch jetzt viel auf seine Pflege verwenden, zumal die Töchter ja versorgt waren. Verhältnißmäßig zusammengebrochener als er, zeigte sich die Rätthin. Gern hätte der Rath zuweilen die jüngste Tochter, an die er sich am meisten gewöhnt hatte, um sich gehabt, allein Frau Stella Koscher konnte beim besten Willen nicht abkommen. Wenn schon ihr Mann sie freigegeben hätte, — man

speiste ja als Strohvitwer in einem der berühmten Restaurants manchmal beinahe ebenso gut, wie bei ihm selbst, — so vermochte doch Stella von ihrem bausbäckigen Baby sich nicht zu trennen.

Zu den regelmäßigen Thüringer Gästen gehörte Fräulein Anna Guttenberg. Nicht etwa ihrer Nerven wegen kam sie, — sie besaß überhaupt keine Nerven —, aber ein bißchen mitregieren mußte sie doch, nachdem sie bei der ersten Einrichtung ihre reiche Erfahrung nutzbringend in den Dienst des jungen Paares gestellt hatte.

Frau Oberst von der Waidt fühlte sich bei ihrem diesjährigen Besuche der Kinder nicht so unbedingt befriedigt. Allerdings, Bruno und Ella kleiner Edgar war munter und allerliebste, obgleich viel zarter, als Stellas kleines Mädchen, welche letztere Bemerkung Ella lächelnd damit abzufertigen pflegte, daß sie behauptete: „Schadet nichts! Dicke Kinder gerathen durch Kinderkrankheiten oft leichter in Gefahr als zarte.“ Was aber zunächst der Frau Oberst mißfiel, war, daß sich jener Herr Braun, der seiner Zeit Ella hatte heirathen wollen, unter den Patienten befand.

Dieser behäbige Mann mit dem freundlichen Vollmondgesicht konnte doch nicht in Wahrheit krank sein. Seine Anwesenheit war unpassend, und Bruno hätte sie ablehnen müssen.

Jedoch der junge Gatte erklärte: „Ach, auf den bin ich nicht eifersüchtig!“ —

Auf wen konnte er es sonst sein? Doctor Ella war die zärtlichste, aufmerksamste, hingebendste Frau, die man sich denken konnte. Aber eine leise Unzufriedenheit mit ihrem ärztlichen Berufe schien denn doch noch in Bruno vorhanden. Seine Miene verdüsterte sich, es entschlüpfen ihm gelegentlich sarkastische Bemerkungen, wenn seine Frau, ohne ihn zu befragen, wegen der weiblichen Patienten Anordnungen traf. Als Assistent an seiner Seite, das hätte er sich schon gefallen lassen; ihr selbstständiges Wirken neben ihm verletzten dagegen seinen Stolz als Mann und Arzt.

Ella suchte dann seine Stimmung durch verdoppelte Zärtlichkeit zu verschleiern, aber sie blieb doch, was sie war: ein ausübender Arzt.

„Vom Curiren wird sie nicht mehr zu curiren sein,“ meinte Braun, „das müssen Sie sich schon gefallen lassen!“

Auch in letzter Zeit war wieder eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Gatten entstanden, und zwar darüber, ob bei einer Patientin ein organisches oder ein nervöses Leiden vorliege. Ella hatte diesmal, bestimmter als sonst, auf ihrer Ansicht beharrt, und Bruno zeigte sich doppelt gereizt, da er seiner Frau das Recht nicht bestreiten konnte, nach ihrem Sinne zu verfahren. In unvermutheter Weise wurden beide auf ganz andere Gedanken gebracht.

Der kleine Edgar erkrankte plötzlich. Die Diagnose war einfach und zweifellos: ein diphtheritischer Anfall, der sich mit seltener Heftigkeit entwickelte. Es schien, als wolle das Schicksal die ärztliche Kunst der Eltern auf eine schwere Probe stellen.

Alle Mittel, welche die moderne Therapie gegen dieses furchtbare Uebel aufzubieten weiß, wurden mit Umsicht angewendet. Die Eltern wachten abwechselnd am Bette des Kindes. Aber ihr ganzes Können schien hier zu scheitern. In der zweiten Nacht trat Erstickungsgefahr ein.

Man hatte die Oberstin, die schon eine Nacht in Unruhe gewesen, vermocht, ein wenig zu ruhen. Der gute, dicke Braun aber verblieb auch diese zweite Nacht auf seinem Posten, zur Assistenz der Eltern.

Gegen Morgen trat äußerste Lebensgefahr ein, das fiebergelühende Kind vermochte kaum noch zu röcheln. Jede Minute konnte die Katastrophe bringen.

Mit todtenbleichen Gesichtern sprachen jetzt die Eltern und Braun, alle drei fast in einem Athem, dasselbe Wort aus, das ihnen schon längst auf den Lippen schwebte.

Mit jener Entschiedenheit, die Ella eigen war,



Aus dem Leben eines Wunderkinder. — Siehe Seite 163.

Die Tante . . . bat um Entschuldigung wegen der Störung in der Kirche.



Manon Roland.

Nach einem älteren Stiche.

stürzte sie auf das ärztliche Besten zu, entnahm diesem das Tracheotom und trat an das Bett des Kindes.

Doch dann sanken ihr die Arme schlaff am Körper herab.

„Ich kann nicht, kann nicht!“ flüsterte sie: „Bruno, — Du mußt . . .!“ Sie warf sich in die Sopha-Ecke und verhielt weinend das Gesicht.

Bruno war herangetreten, hatte das Kind in die richtige Lage gebracht, und nun wollte er ansetzen. Aber seine Hand zitterte so heftig, daß Braun erschreckt aufschrie:

„Um Gotteswillen, Mann, so geht es nicht! Wenn Sie keine feste Hand haben, so ist's ein halber Mord!“

Bruno prallte zurück, suchte sich zu fassen, — setzte noch einmal, und noch einmal an. Allein er war kaum fähig, das Messer fest zu halten.

Da entwand es ihm Braun, setzte an, — und in einem Augenblicke war die Operation glücklich vollzogen.

Nun sank auch er erschöpft auf einen Stuhl.

„Ich bin ja ganz außer Übung,“ murmelte er, „und ich hätte mir den Hals abschneiden müssen, wenn's mißglückt wäre . . . Aber ihr — ihr beide, — ihr konntet's ja noch weniger!“ —

Winnen wenigen Stunden war das Kind, das längst wieder frei athmete, außer aller Gefahr.

„Nun hab' ich mein Examen doch bestanden, — spät, aber, wie ich hoffe, cum laude!“ sagte Braun.

Bruno und Ella lagen einander weinend in den Armen. „Wir haben uns gegenseitig nichts mehr vorzuwerfen,“ schluchzte Ella, „wir wissen genau, wie weit unsere Kunst reicht.“

Und den dicken Braun überkam die dunkle Ahnung, als hätte er auch noch bei einer anderen Heilung mitgeholfen.

Nachdruck verboten.

Manon Roland.

Zur hundertsten Wiederkehr ihres Todestages.

Von A. von Winterfeld.



erselbe Senkerfaren, der am 16. October 1793 die unglückliche Königin Marie Antoinette zum Blutgerüst gebracht, führte kaum drei Wochen später ihre erbitterte Feindin, Manon Roland, zu dem gleichen Ziele.

Diese berühmte, geistvolle Frau benutzte die Zeit ihrer Gefangenschaft dazu, umfangreiche Memoiren niederzuschreiben, Selbstbekenntnisse, welche mit einer Geistesfreiheit verfaßt sind, die bei einem dem fast gewissen Tode gegenüberstehenden Menschen unsere Bewunderung erregen muß. Wenngleich diese Denkwürdigkeiten als politisch-historische Quelle nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind, so geben sie uns dafür über das Leben Frau Rolands die werthvollsten Aufschlüsse und schildern namentlich die Geschichte ihrer Jugend mit poetischer Kraft und ungekünstelter Anmuth. Psychologisch merkwürdig ist die Schilderung, die sie mit antik-künstlerischem Gefühl und Behagen von ihrer eigenen Person entwirft: „Als ich erwachsen war,“ sagt sie unter anderem, „war meine Gestalt wohlgeformt, die Haltung sicher und anmuthig, der Gang leicht und rasch. Mein Gesicht hatte nichts Besonderes, als etwa eine große Frische und einen sanften Ausdruck. Prüft man jeden Zug einzeln, so darf man billig fragen: Wo ist denn die Schönheit? Denn kein einziger ist regelrecht, aber zusammen bilden sie ein gefälliges Ganzes. Der Mund ist ein wenig groß, und es giebt tausend schönere; allein keiner weiß zärtlicher zu lächeln. Das Auge dagegen ist nicht sehr groß, und seine Iris ist kastanienbraun; es blickt offen, frei, lebhaft und sanft, überwölbt durch schön gezeichnete Brauen, und es wechselt in seinem Ausdruck, wie die liebevolle Seele, deren Regungen es verkündet. Die Nase verurtheilt mich stets einigen Verdruss, weil ich sie vorn ein wenig zu dick fand; als Theil des Ganzen jedoch verdirbt sie nichts. Die Stirn ist breit, glatt, offen. Mein Kinn steht ziemlich weit vor und hat entschieden die Merkmale der Gemüthsfreundlichkeit. Ein mehr blühender als weißer Teint, eine zarte Haut, ein runder Arm, eine, wenn auch nicht kleine, doch hübsche Hand mit langen, schwächlichen Fingern, schön gereichte Zähne, endlich eine Körperfülle, die auf vollkommene Gesundheit deutet, — das sind die Schätze, welche die Natur mir geschenkt hat.“

Manon Jeanne war die zweite, am 17. März 1754 geborene Tochter des Kupferstechers Philpon. Von Natur war sie zur Frömmigkeit geneigt und zugleich von lebhaftem Wissensdrange erfüllt. Letzterer fand in dem Kloster, dem man sie mit zehn Jahren zur Erziehung übergeben, zu wenig Nahrung, und sie lehrte daher in ihre Familie zurück, um theologische und philosophische Werke, namentlich von Descartes, Malebranches, Diderot, Rousseau und Voltaire zu studiren. Die Philosophen befriedigten sie auch nicht und liehen ihr Gemüth kalt, weil sie ihr keinen Aufschluß über den Urgrund der Dinge zu geben vermochten, während Manon in der Natur überall das Wirken und Weben eines allmächtigen Geistes zu spüren vermeinte, an den sie glaubte.

Mehr zog sie die Geschichte an, und schon damals hegte sie eine leidenschaftliche Bewunderung für die antiken Freiheitshelden. Vielleicht in unbewußter Vorahnung ihres dereinstigen Schicksals liebte sie es, sich mit den tragischen Gestalten der großen Dichter zu vergleichen.

Neben solchen ernstern Studien vernachlässigte sie jedoch keineswegs die ihr obliegenden Haushaltungs-Geschäfte.



Patagon-Tanz. Nach dem Bilde von Paul Ivanowitsch. — Siehe Seite 168.

Die Liebe hat in dem Leben dieses so schönen und begabten jungen Mädchens keine Hauptrolle gespielt. Nachdem sie mehrere, ihr unympathische Bewerber um ihre Hand abgewiesen, heirathete sie den zwanzig Jahre älteren, trockenen, ungeschönten, doch rechtlichen und kenntnisreichen Roland, General-Inspector des Handels und der Manufacturen, hauptsächlich, um den, nach dem Tode ihrer Mutter eingetretenen, unerquicklichen häuslichen Verhältnissen zu entrinnen.

Sie selbst giebt ein Bild ihrer Ehe, indem sie darüber sagt: „Mit zweiundzwanzig Jahren wurde ich die Frau eines wahrhaft biederen Mannes. Keinen Augenblick habe ich aufgehört, in meinem Gemahl einen der achtungswürdigsten Männer zu sehen, aber oft habe ich den Mangel an Uebereinstimmung zwischen uns empfunden und nicht selten hatte ich peinliche Stunden mit ihm zuzubringen.“ Wenn trotzdem die Ehe eine friedliche und glückliche gewesen, so ist dies der Selbstverleugnung zuzuschreiben, mit der Frau Roland sich bemühte, ganz in das Wesen ihres Mannes sich einzuleben und ihm eine treue, theilnehmende, verständnisvolle Freundin zu sein, die ihm bald überall, auch bei seinen Arbeiten, völlig unentbehrlich wurde.

Kaum braucht es gesagt zu werden, daß von Anbeginn an die Bestrebungen der Revolution von Frau Roland mit Freude begrüßt und mit reger Theilnahme begleitet wurden. Die Ernennung ihres Gatten, der zu der gemäßigten Partei der Girondisten gehörte, zum Minister des Innern, im Jahre 1792, erhöhte ihren politischen Einfluß, der viel erheblicher gewesen ist, als sie selbst in ihrer Bescheidenheit es zugiebt.

In dem Schweizer Dumont, der mit Roland und seinen Gesinnungs-Genossen befreundet war, haben wir einen unverdächtigen Zeugen über Frau Roland, dessen Aeußerungen über sie allen Glauben verdienen. Seine Schilderung lautet: „Frau Roland verband mit der angenehmsten Persönlichkeit die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und des Charakters. Sie war eine Römerin, eine Cornelia, und hätte sie Söhne gehabt, so würde sie sie erziehen haben wie die Gracchen. Ich sah sie in mehreren Minister-Berathungen und Versammlungen der Girondisten. Eine Frau schien da nicht hinzugehören; allein sie mischte sich nie in die Verhandlungen, blieb meistens an ihrem Schreibtisch und schien mit etwas anderem beschäftigt, obgleich ihr kein Wort entging. Ungeachtet ihre Arbeiten eines Mannes waren, so fehlten ihr deswegen die Reize ihres Geschlechtes nicht. Doch fand ich bei ihr viel von jenem Mißtrauen, das aus Mangel an Weltkenntniß erzeugt wird.“

Allerdings besaß Frau Roland geringe Weltkenntniß, da sie viel mehr mit Büchern, als unter Menschen, mithin in einer idealen Welt gelebt hatte, die mit der Wirklichkeit oft in scharfem Gegensatz stand. Es konnte ihr daher an häufigen und bitteren Enttäuschungen nicht fehlen, namentlich wurde sie durch die späteren blutigen Ausschreitungen der Revolution empört und erbittert. Schon nach den September-Begehrten hatte sie an Barnave geschrieben: „Sie kennen meine Begeisterung für die Revolution; jetzt schäme ich mich ihrer. — Bösewichter haben letztere besudelt, sie ist häßlich geworden.“

Unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs hatte Roland seine Entlassung eingewirkt und Paris verlassen, um sich in der Provinz zu verbergen, während seine Gattin furchtlos in der Hauptstadt zurückgeblieben war, obwohl sie des Schlimmsten gewärtig sein mußte.

Sie wurde denn auch sofort verhaftet und nach kurzem Aufenthalt in der sogenannten Abtei in das Gefängniß St. Pelagie gebracht, wo sie ihre berühmten Denkwürdigkeiten verfaßte, die mit ihrer Uebersetzung in die Conciertgerie jahabraden.

Ihr Eintritt in die Conciertgerie war ein großes Ereigniß für die dort befindlichen Gefangenen. Einer derselben, Beugnot, giebt in seinen Denkwürdigkeiten eine anziehende Schilderung von Frau Roland. Von seiner anfänglichen Voringenommenheit gegen sie bald zurückgekommen, sagt er: „Ihre Haltung war ebenso edel wie anmüthig, ihre Sprache von außerordentlicher Reinheit, Grazie und Eleganz, ihre Ausdrucksweise entsprach vollständig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeisterung für das Ideal und dem republicanischen Glaubensbekenntniß blieb sie treu ohne Banken und Schwanken. Weich wurde sie nur, wenn sie von ihrem Manne und von ihrer Tochter sprach; dann glänzten Thränen in ihren schönen Augen. Die Nacht über Menschen, welche dieser außerordentlichen Frau eigen, verblieb ihr auch im Kerker. Ihre Zelle war ein Asyl des Friedens inmitten dieser Hölle. Selbst dem Auswurfe des weiblichen Geschlechtes, der stark genug in der Conciertgerie vertreten war, zwang Manon Roland Hochachtung ab. Wenn sie im Hofe erschien, sahen diese Glenden wie zu einer Gottheit zu ihr empör, und ein tröstendes Wort oder ein strafender Blick von ihr bewirkten wahre Wunder.“

Der 10. November war der Tag der Entscheidung für Frau Roland, eine Entscheidung, die allerdings kaum zweifelhaft sein konnte. Der muthvolle und bereidete Chaveau-Lagarde, der Verteidiger der Königin und der Girondisten, hatte sich auch ihr zum Anwalt angeboten und sprach lange mit ihr am Abend des 9. Als er sich verabschiedete, gab sie ihm schweigend einen Ring, den sie von ihrem Finger gezogen. „Was soll das?“ rief er bestürzt, „wir sehen uns ja morgen wieder!“ „Nein,“ entgegnete sie, „wir sehen uns nicht wieder. Ich bitte Sie dringend, nicht nutzlos Ihr Leben für mich auf's Spiel zu setzen. Als Zeichen meiner Dankbarkeit aber nehmen Sie diesen Ring.“

Als man sie nach der Verkündigung des Todesurtheils fragte, ob sie noch etwas zu sagen habe, rief sie: „Ihr haltet mich für würdig, das Schicksal der ausgezeichneten Männer zu theilen, die ihr gemordet habt! Wohl! Ich werde ebenso gefaßt zu sterben wissen wie sie!“

Und in der That befiel sie, mit Sorgfalt in Weiß gekleidet, mit ruhiger Fassung den Denkerfarren. Ihr Lebensgefährtin, ein gewisser Lamarque, Director einer Assignaten-Fabriz, zeigte sich gleichmüthig und verzagt. Sie war nicht ohne Erfolg bemüht, ihn auf dem Wege zum Blutgerüst aufzurichten und zu trösten. Doch zitterte er davor, sie sterben zu sehen, und Frau Roland hat deshalb den Henker, ihn zuerst hinzurichten. Da er Einwendungen hiergegen erheben wollte, überwand sie seinen Widerstand durch die mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln gesprochenen Worte: „Sie werden einer Frau doch ihre letzte Bitte nicht abschlagen?“

Weim Anblick der neben dem Schafott aufgerichteten Bildsäule der Freiheit rief sie: „O, Freiheit, welche Verbrechen begeht man in Deinem Namen!“ und noch auf dem Blutgerüste verlangte sie, doch vergeblich, Papier und Bleistift, um ihre letzten Gedanken niederzuschreiben zu können.

Um 5 Uhr abends am 10. November fiel das Haupt Manon Roland's.

Ihr Gatte aber vermochte nicht, sie zu überleben. Auf offener Landstraße, unter einem Baume, erstach er sich mit seinem Stoddegen, da er, wie er auf einem bei ihm gefundenen Zettel geschrieben, „in einer von solchen Verbrechen besudelten Welt nicht länger weilen wollte.“

Nachdruck verboten.

Alte Bekannte.

Von Felix von Stenglin.



Die alte Gräfin sitzt in ihrem Zimmer. Sie ist achtundsiebzig Jahre alt, weiß ihr Haar, gebüßt ihre einst hohe Gestalt. Der Mann ist lange vor ihr dahingegangen, Kinder hat sie nie bekommen. Aber die Einsamkeit hält sie sich fern und hat mit Vorliebe, wie auch heute, Freunde oder Verwandte um sich.

Es ist nach Tisch. Sie speist gern und gut, trinkt auch ein Gläschen Wein dazu.

Jetzt darf man sie nicht stören. Nicht, daß sie schlief, aber sie will Ruhe nach der Mahlzeit, vollkommene Ruhe.

Die Hände gefaltet, blickt sie vor sich hin. Ab und zu schließt sie die Augen, nur um besser, ungestörter nachzudenken zu können.

„Was jagte doch Käthe vorhin, das mich so interessire? ... Ach so! Der junge Graf Pfeilstein ist in den Generalstab gekommen. Das wird den Onkel, den Gutsbesitzer freuen. Hat doch alles für ihn gethan, der charmante Mensch. ... Spöttisch, ja spöttisch war er schon als Junge und ist es geblieben, aber ein goldenes Herz hat er! Solche Menschen sind selten. — Muß ihm doch nachher telegraphiren, — das heißt, eine Postkarte that's auch.“

Natürlich wird ich den Neffen mal einladen, muß ja so wie so eine große Gesellschaft geben. Schrecklich! Würde viel lieber in kleinem Kreise. ... Aber der Baumkuchen von der Cousine Lotthe, — ein rechter Unfuss, mir einen Baumkuchen! ... Wer ist doch Baumkuchen so gern? ... Eine Dame meiner Bekanntschaft, eine ältere Dame, wer war's doch nur? ... Warte, — wenn sie Kuchen isst, sah ich ihre linke Hand mit den zwei schmalen Ringen auf dem kleinen Finger und dem Siegelring auf dem vierten, einen rothen Stein — mit einem Drachen; — einem Drachen? Ach, ich weiß! Das Wappen der Brunnemann's, — Clara von Brunnemann! Nein, diese Marie, dieser Appetit auf Baumkuchen, ihre Augen strahlten förmlich! ... Zum Sonntag in acht Tagen ginge es, da muß ich d'ran denken, auch zu ihr zu schicken; werde mich doch recht freuen, die Liebe wiederzusehen, habe sie lange nicht gesehen, sehr lange nicht.

Warum heirathete sie eigentlich nie? Ja, warum? Wie das so manchmal kommt. Und doch, vielleicht that sie besser d'ran, hat ja viele Sorgen nicht kennen gelernt, mit dem Mann und den Kindern. ... Die liebe kleine Prinzess Ingeheim, armes, kleines Fräulein! Wieder ein Kind hingeben zu müssen, — nun ist nur noch eins übrig, drei sind todt; so jung gestorben, so jung! — Die Mutter ist ja sogar dreißig Jahre jünger als ich. ... Und dies fünfzehnjährige Mädchen war so allerliebste; so verständig konnte sie blicken mit ihren rehbraunen Augen, — die arme, arme Ingeheim! Und sie ertrug alles so schwer!

Da ging die Thür, aus dem Nebenzimmer fiel heller Schein. Die alte Gräfin hob den Kopf, und dann verzogen sich ihre Lippen zu einem wehmüthigen Lächeln.

Ihre Nichte Käthe trat herein. „Soll Licht gebracht werden, Tantechen? Es ist Kaffeezeit.“

„Kaffeezeit? Schon?“

„Ist Dir nicht wohl, liebes Tantechen?“

„O ja,“ erwiderte die Gräfin lächelnd, „ich dachte nur so an einige alte Bekannte.“

„An wen denn? Darf man das wissen?“

„Auch das, mein Kind! Ich dachte an viele Leute. Ich bedauerte die kleine Prinzess Ingeheim, weil das dritte Kind ihr gestorben sei. ... Ich wollte dem alten Grafen Pfeilstein auf Neuberg zu der Besetzung seines Neffen in den Generalstab gratuliren und dann zu meiner Freundin Clara Brunnemann schicken, damit sie mir helfen solle, am Sonntag die Baumtorte aufzusetzen.“

„Nun, liebes Tantechen, das ist ja aber nichts so Trauriges.“

„O doch, liebes Kind!“

„Warum?“

„Weil sie alle, — alle ja schon so lange todt sind!“

Nachdruck verboten.

Die Killarney-Seen und ihre Sagen.

Von Marie Orn.

II.



Killarney-Insel, am östlichen Ufer des größten Sees gelegen, ist keine Insel im eigentlichen Sinne des Wortes; der Jistmus jedoch, der die Verbindung mit dem Festlande bildet, ist bei hohem Wasserstande überfluthet, und die Halbinsel erscheint dem Auge als Eiland.

Die Ruinen von Ross Castle stellen sich von der See Seite sehr malerisch dar. Die Burg, von einem O'Donoghue erbaut, hielt im Jahre 1652 lange eine Belagerung von Seiten der Engländer aus und war der letzte feste Punkt dieser Gegend im Münster-Viertel, der vor den Eroberern die Waffen streckte. Selbst dies ward durch das vermeintliche Eintreffen einer alten Prophezeiung beschleunigt, sonst hätte es noch manchen harten Strauß gekostet, ehe der hartnäckige Widerstand der Besatzung gebrochen worden wäre.

Es hieß nämlich, Ross Castle wäre bis zu dem Tage uneinnehmbar, an dem es von Königschiffen umringt würde. Da ein solches Ereigniß nicht zu erwarten stand, so hielten Lord Muskery's Soldner mit unerschütterlicher Zuversicht tapfer aus. Doch das Unmögliche geschah. General Lublow's Boote, die unter Schwierigkeiten über Land in den See geschafft waren, jedes mit hundert und zwanzig Mann

an Bord, erschienen eines Morgens auf dem See, mit der Bestimmung, die Erstürmung der Festung von der Wasserseite zu versuchen. Bei ihrem Anblick stellte die Besatzung, ein Mann für alle, die Gegenwehr ein, dem Lord Muskery erklärend: der Mensch könne gegen Menschen, ja selbst gegen die Hölle, nicht aber gegen das Geschick kämpfen.

Heute sehen die ephemerantanten Mauern von Ross Castle friedlich genug auf ihre wohlgepflegte Umgebung herab. Die ganze Insel ist ein einziger Garten. Ueberdies schlingen Mythen und geschichtliche Ereignisse einen Kranz um sie, die Phantasie des Beschauers unterstützend, vor dessen geistigem Auge das Schloß sich in seiner früheren Gestalt aufbaut und die fürstlichen O'Donoghue's mit glänzendem Besolze, unter schmetternden Fanfaren und Fahnenwehen hier ein- und ausziehen.

Doch aus Traum-Regionen zur Wirklichkeit zurückkehrend, interessiert uns das Bestehen eines ausgegebenen Kupferbammers auf dieser Insel. Als Colonel Hall im Jahre 1804 ihn eröffnete, fand er deutliche Spuren einer früher begonnenen Ausbeutung vor, die in eine unbekannt Zeit zurückreichten. Warum das neue Bergwerk, nachdem der Werth von achtzigtausend Pfund Sterling an Kupfer daraus gezogen worden, wieder einging, darüber widersprechen sich die Nachrichten.

Irland ist reich an kostbaren Erzen, die nach der Hebung harren.

Jinnisfallen-Insel, ziemlich in die Mitte des Sees hingebettet, ist die bedeutendste der Inseln. Ihre üppige Vegetation überrascht selbst in diesem Lande des Grüns; es ist das smaragdne Eiland in seiner Vollendung! Dazu gesellt sich die romantische, von der die Ruinen der berühmten Abtei von Jinnisfallen umwoben sind, und die dazu beiträgt, dies Eiland zum köstlichsten Kleinod der Seen zu machen. In ihren Mauern wurden vor etwa sechshundert Jahren die als Geschichtsquelle wertvollen Annalen von Jinnisfallen verfaßt. Die Abtei ward im sechsten Jahrhundert von St. Finian gegründet.

Den umliegenden drei Abteien Jinnisfallen, Rudroff und Aghadoo verdankt der See im Irändischen den Namen Loch Leane, See des Lernens oder Wissens.

Angern nur entzieht sich jeder Besucher dem Zauber des herrlichen Jinnisfallen Eilands, seinen freundlichen Auen mit den üppigen Bosquettes und den Jahrhunderte alten Kiefern-Bäumen; und Thomas Moore's Worte entströmen unwillkürlich den Lippen:

„Sweet Innisfallen, fare thee well, — May calm and sunshine long be thine, — How fair thou art, let others tell, — While but to feel how fair be mine.“

III.

Von Ross-Insel quer über den See öffnet sich am Fuße der Lomies-Berge eine kleine Bai, in die wir einlaufen, um zu landen. Ein Fußpfad führt bergan durch den dichten Wald zu O'Sullivan's Cascade. Auf geringer Höhe schon ladet zur Rechten ein Steinfluß in einer kleinen Grotte ein, von wo man den vollen Anblick eines reizenden Falles genießt, der in drei geforderten Abtheilungen über das zerklüftete Gestein fließt.

Wasserfälle bilden einen charakteristischen Zug dieser Gegend: überhaupt ist Wasser das Element, das der Landschaft in Kerry ihr besonderes Gepräge verleiht. Wasser, Wasser überall! Unaufhörlich rauscht und gurgelt und plätschert es in Kerry um dich her; Du hörst das Wasser an jedem Orte, sollte es sich auch für kurze Zeit Deinen Blicken entziehen. Hier ist es ein Fluß, der dröhnend von der Höhe in sein Thalbett stürzt, dort eine handvoll Bächlein, die im jugendlichen Uebermuth über Stock und Stein hüpfen. Und Fluß und Bächlein vereinigen sich dann zu Gebirgsseen, die zahllos in reizender Lage die Gegend schmücken. Dazu hat die Umgebung eines jeden von ihnen etwas Charakteristisches an sich, das ihn von den anderen unterscheidet. Der Tourist, der sich nicht ganz von den herrlichen Killarney-Seen ablenken läßt, sondern noch die Fähigkeit besitzt, sich auf kurze Momente ihrem überwältigenden Zauber zu entziehen, thut wohl daran, auch diesen kleineren Edelsteinen in Erin's Diadem einen Blick zu schenken.

Seinem Wasserreichtthume hat Irland die ewige Frische zu verdanken, welche dem Lande die Bezeichnung Emerald oder Emerald Isle gewonnen hat.

Von unserem kleinen Ausflug in's Boot zurückgekehrt, gleiten wir unter sanften Ruderschlägen südwärts, an Stog-Insel und Burnt-Insel vorüber, denen Darby's Garden folgt. Nur wenige Boote zeigen sich auf dem Wasserpiegel, und diese sind Ruderboote; ein Segel ist eine kaum je gesehene Erscheinung auf diesen Flußten.

In Glona-Bay kreuzen wir die Ruder und ruhen eine Weile, in stillem Genuß versunken.

Vor uns liegt die ganze Ausdehnung des Sees, der im Norden vom Horizonte allein begrenzt erscheint, mit den zahlreichen, eingestreuten Inseln und Felsenriffen. Hinter und ziehen sich die herrlichen Berge hin.

Die Bucht erhielt ihren Namen von der etwas über zwei englische Meilen langen Kette der Glona-Berge, die den See im Südwesten umsäumen. Sie sind dicht bewaldet und bieten dem in Schottland immer seltener werdenden, in England so gut wie ausgestorbenen Rothwild, eine der letzten geübten Zufluchtsstätten. Schon seit langer Zeit wird dies edle Wild gejagt, und obwohl man vor kurzem noch Fehlgagden darauf veranstaltete, so endeten sie stets mit der Freilassung des in die Enge getriebenen Thieres. Jetzt hat auch diese grausame Verfolgung aufgehört, und die schönen Thiere, durch das Fehlen jeglicher Gefahr vertraulich geworden, haben so weit die Scheu vor dem Menschen abgelegt, als es ihre Natur zuläßt. Am frühen Morgen oder vor Sonnenuntergang kann man häufig aus einer der Schluchten ein paar kluge Augen unter dem feinerzweigten Geweihe nach dem fremden Wanderer spähen, oder sogar knapp am Uferande die sich in den klaren Wassern des Sees spiegelnde Gestalt eines Hirsches sehen. Selten ist man vom Schicksale so begünstigt, einem Thiere näher zu kommen, obwohl dies bisweilen unerwarteter Weise gelingt. Dann durch unser plötzliches Erscheinen den Rückzug in die enge Felsklüft, aus der er gekommen, abgeschnitten findend, springt der Hirsch, ohne Hast, mit einem graziosen Saße in die Fluthen und schwimmt zu einem aus dem Wasser ragenden Felsenriffe, von dem aus er unser Thun mit großem Interesse verfolgt. Solange wir auf festem Boden mit Stichelmesser und Botanisir-Büchse hantiren, bleibt er, ohne

*) Süßes Jinnisfallen, leb' wohl, mögen Ruhe und Sonnenschein Dir lange erhalten bleiben, laß andere erzählen, wie schön Du bist, mich lasse es nur fühlen!

sch zu regen, wie selbst zu Stein geworden, auf seinem Felsen stehen; sobald wir unser Boot besteigen, nimmt er seine Zuflucht wieder zum Wasser und erreicht schwimmend eine der entfernten Inseln, in deren Laubwald er verschwindet. Dies alles geschieht ohne Zeichen der Furcht, eher in der Weise, wie man sich der unbequemen Vertraulichkeit von selten Unbekannter, als einer möglichen Gefahr, entzieht.

In der Bewaldung der Ufer herrscht die Eiche und die kleinblättrige irische Eiche vor, doch sind verschiedene Arten von Laubholz vertreten. Dem Botaniker wird in den Schluchten von Glens ein köstlicher Fund, das seltene Farrenkraut *Trichomanes speciosum*. Dessen viel reichlicher vorhandene Miniatur-Ausgabe, das *Hymenophyllum Tunbridgense*, kommt auf jedem vom Sprühregen eines Wasserfalls besuchten Steine vor.

Irland übertrifft, was den Reichtum an Farrenkräutern und deren Varietäten anbelangt, sogar Schottland. Vom zolllangen Kräutchen bis zur vier Fuß hohen Fieberkrone ist jede Art des in Europa vorkommenden, und eine Anzahl des sonst nur in anderen Welttheilen bekannten Farrenkrautes in luxuriöser Fülle vorhanden.

Besonders zeichnen sich die Inseln der Killarney-Seen durch ihre eigenthümliche Färbung vor allen anderen Binnenseen Großbritanniens aus. Sie danken diese einzig und allein dem *Arbutus*-Strauche, der mit Ausnahme von Junisfällen auf sämtlichen Inseln und an vielen Uferstellen um die Seen herum heimisch ist. Die *Myrtle of Killarney*, der *Arbutus* (Erdbeerbaum), kommt erst im Verein mit anderem Strauchwerke zur Geltung, da ihre langen, nackten Äste der Bekleidung durch dichter belaubte Gefährten bedürfen. Die Stachelpalme ist eine beinahe unzertrennliche Gefährtin dieser Myrte, ihr dunkles Laub dient dazu, deren lichte Blätterbüchel, die sich an den Enden der sonst unbelaubten Äste befinden, hervorzuheben. Die wäckerne, fleischfarbene Blüte des *Arbutus*, sowie die rothe, erdbeerartige Frucht befinden sich stets in der Mitte dieser Blätterbüchel, was ihnen das Ansehen von hier und dort hingestreueten Bouquets verleiht.

Wohin wir uns auch in dieser Gegend wenden mögen, überall finden wir Reminiscenzen an die einst lebende fürstliche Familie *O'Donoghue*, die hier eine so große Rolle gespielt hat und so früh vom Schauplatz verschwunden ist. Aber auch nach dem *O'Donoghue* der Sage, dem schon erwähnten mythischen unterjenseischen Fürsten, sind viele Inseln und Felsenriffe im *Lough Leane* benannt.

Desgleichen sind verschiedene Uferstellen seiner Erinnerung gewidmet. So trägt einer der malerischen Felsenvorsprünge in der Bai von Glens die Bezeichnung „*The lady's leap*“, der Damen- oder Mädchenprung, dessen amnthümige Geschichte hier noch erzählt sei.

IV.

Vor langer, langer Zeit lebte in Kerry ein König, — wir können leider nicht hinzufügen: und eine Königin, da der in vorgerückten Jahren stehende Fürst zur Zeit, in die unsere Erzählung fällt, bereits verwitwet war.

Sein Name ist vergessen und jede Spur seines Palastes verschwunden. Von letzterem weiß man nur, daß er einer der prächtigsten dieser Erde gewesen und in einem der Bergthäler von Glens gestanden. Er barg einen hohen Schatz, des Königs einzig Kind, ein Töchterlein.

Auch ihren Namen hat die Geschichte nicht aufbewahrt; es ist eben schon lange, lange her! Aber ihre Schönheit, die Lilien-Weiß ihres Herzens, sowie ihr Schicksal haben sich in der Erinnerung des Volkes erhalten, das für solche Dinge ein besonders nachhaltiges Gedächtniß besitz.

Sämmtliche noch unbewohnte Prinzen Erin's lagen in den Banden ihrer Netze. Die einen hatten sich beim ersten Anblick in das holde Jungfräulein selbst, und die, welchen das Glück, sie zu sehen, nicht zu theil geworden, in den Ruf ihrer Schönheit und Tugend verliebt.

Der Bewerber um die Hand der Königstochter waren so viele, daß der gute Papa vor emharras de richesse nicht ein noch aus wußte und gegen allen königlichen Brauch die Entscheidung in seiner Tochter eigene Hand legte. — Hierauf zog er in den Krieg gegen seinen Nachbarn zur Linken und, nachdem er diesen überwunden, mit ihm verbündet, gegen seinen Nachbarn zur Rechten.

Die Fehden der Könige von Kerry und ihrer Nachbarn sind in den erwähnten Annalen von Junisfällen, der sichersten Quelle für das Studium der frühesten Geschichte Irlands, getreulich verzeichnet. Wir geben daher nicht näher darauf ein. Der alte Dämonenkönig, nachdem er auch den Nachbar zur Rechten auf's Haupt geschlagen, hoffte, während der kurzen Erholungsfrist vor dem nächsten großen Fehdengang in Glens Castle lustige Hodzeit zu feiern.

Wie erstaunt war er, als er bei seiner Heimkehr noch keine Vorbereitungen zur Vermählung antraf! Sein Töchterchen schlug noch unberührten Herzens ihre Harfe und ergögte sich mit ihren Gespielinnen an Gesang und Tanz, als gäbe es für eine königliche Prinzessin auf der Welt nichts anderes zu thun, und als warteten nicht ein halbes Hundert Freier mit ängstlichem Bangen auf ein Lebens- oder Todesurtheil aus ihrem Munde.

„Väterchen“, sagte sie, auf die verwundernden Fragen des Heimgekehrten, „keiner von allen, die ich gesehen, oder von deren Leben und Thaten ich viel Ruhmliches gehört, ist der Rechte.“

Indem er sah, daß mit diesem Kinde nichts anzufangen sei, wandte sich der König an die alte Amme und Erzieherin der Prinzessin mit der Frage, warum sie das ihr anvertraute Mädchen nicht besser auf ihren künftigen Beruf als Gattin und Landesmutter vorbereitet habe.

„Herr“, sagte die treue Seele, „habt Ihr nicht selbst bestimmt, daß Eurer Tochter Herz allein sprechen solle? — Und dieses ist nicht zu rühren. Umsonst preise ich ihr die Tugenden und Heldenthaten eines der fürstlichen Jünglinge, rühme ich ihr seine Macht und seinen prächtigen Hofhalt und die ihr winkende beneidenswerthe Stellung an seiner Seite; ich bin noch lange nicht zu Ende, so unterbricht sie mich schon mit den Worten: *Erzähle mir von einem Anderen!* — Gerade so, wie sie es als Kind getan, wenn ich ihr Märchen erzählte, und da ich noch mit dem Einen nicht fertig war, sie schon nach dem Nächsten begehrte. — Und wenn ich direct die Frage an sie stelle, welcher von den vielen Bewerbern ihr wohl der Trefflichste schein, da sagt sie: *Sie sind alle herrlich und begehrenwerth, aber für mich, siehst Du, ist halt nicht der Rechte darunter.*“

„Da weiß ich denn in der That nicht, woher ihr der Rechte

kommen soll, — es sei denn, daß sie auf *O'Donoghue*, den Seelkönig, wartet!“ rief der König ärgerlich. Er hatte aber nicht Zeit, noch etwas hinzuzufügen, da er schon am selben Nachmittag dem Ruße seiner Nachbarn zur Rechten und zur Linken und einem halben Duzend anderer Fürsten Folge leisten und mit ihnen gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu Felde ziehen mußte.

„Amm, liebe Amme“, sagte am Abend vor dem Schlafengehen das Königskind zu seiner getreuen Pflegerin, „wer ist jener Seelkönig, von dem der Vater heute Morgen sprach, ehe er in den Krieg zog?“

„O Kind, Du hast gelauscht!“ rief, mit dem Finger drohend, die Alte.

„Nicht doch! Ich habe mir nur nicht die Ohren zugehalten, und meines Vaters Schlachtenstimme reicht ja von einem Ende seines Landes zum anderen, was, wie Du weißt, das Regieren des Königreichs sehr erleichtert. — Aber wie kommt es nur, daß Du mir von diesem Könige nie gesprochen?“

„Ei, mein Kind, das ist ja kein irdischer König, das ist ja nur — nur — ein Fürst aus einem alten Märchen.“

„Ein Märchen?“ rief das Mädchen und sah mit einem Sprünge auf der Amme Schoß, wie sie es sonst wohl als Kind gepflegt, wenn ein Märchen in Aussicht stand. „Ein Märchen, das Du mir noch nicht erzählt? O, böse Amme, schnell, schnell hole das Veräumte nach und laß es mich hören!“

„Naß ab, Kind!“ rief die Amme, sich wehrend, „es ist doch eigentlich kein richtiges Märchen und — man spricht nicht gern davon.“

Eine eigenthümliche, ihr selbst unerklärliche Scheu hatte sie bis jetzt davon abgehalten, ihrem Pflegling die Geschichte von *O'Donoghue* zu erzählen, die doch sonst jedes Kind im Lande wußte. Auch nun widerstrebte ihr die Aufgabe; aber da half eben kein Sträuben mehr, die Kleine schmeichelte und bat, und gegen solche Waffen hielt der guten Amme Herz nicht Stand. Sie erzählte und, jetzt im Zuge, begeisterte sie sich für ihr Thema, und die Geschichte verlor nichts von ihrem Zauber in der Alten Munde.

Mit athemloser Spannung hörte die Kleine zu, nur einmal unterbrach sie die Erzählung mit der Frage: „Ist er verheiratet?“ und senkte, nachdem dies verneint worden, ihr Köpfchen wieder auf die Schulter der Amme.

Die Erzählerin vergaß alle Vorsicht; von ihrem Eifer hingerissen, erläuterte sie, wie der edle Fürst nicht nur nicht verheiratet wäre, sondern seit Jahren an jedem ersten Maimorgen auf Brautschau auszuge, ohne jedoch noch jene vollkommene Schönheit und Unschuld gefunden zu haben, die eine irdische Braut würdig machen würde, seinen unterjenseischen Thron zu theilen.

„Kind, was ist Dir?“ sagte die Erzählerin plötzlich, als sie die Blässe bemerkte, welche die sonst so rosigen Wangen des Mädchens überzog.

„Ich bin schläfrig, bring' mich zu Bette.“

Aber sie schlief nicht in dieser Nacht. So oft auch die Amme sich auf den Felsen zu ihrem Lager schlich, fand sie die Augen des Mädchens weit offen und mit starrem Blick anscheinend auf einen Punkt in weiter Ferne gerichtet. Sie sprach kein Wort, trotz aller besorgten Fragen der mütterlichen Freundin. So sehr diese sie auch beschwor, doch einzuschlafen, und darauf hinwies, daß mit dem Aufgang der nächsten Sonne der erste Maimorgen tagen würde, an dem es der Prinzessin oblag, zeitig früh mit ihren Gespielinnen in's Freie zu ziehen, um den festlichen Reigen zu schlingen und den holden Mai mit Gesang zu begrüßen.

Als endlich die Amme am frühen Morgen nach kurzer Rast zurückkehrte, um das Kind zu wecken und es mit dem in der Kammer bereit liegenden weißen Festgewande zu bekleiden, — da fand sie das Gewand verschwunden und die Lagerstatt des Mädchens leer!

Bald jedoch kehrte letzteres zurück, das weiße Gewand, das aufgelöste Haar vom Morgentau durchnäßt, bleich wie der frisch gefallene Schnee, aber mit einem strahlenden Lächeln auf den Lippen und einem eigenthümlichen Leuchten ihrer Sternenaugen.

„Ich bin euch allen zuvorgekommen“, sagte sie mit dem Veruch, einen scherzhaften Ton anzuschlagen, „und habe den — Mai bereits begrüßt.“ Dabei preßte sie die Hand auf's Herz, denn die erste Lüge, die sie in ihrem jungen Leben ausgesprochen, that ihr weh.

Von diesem Tage an trat mit der Maid eine merkliche Veränderung ein. Sie ging bleich und in sich gekehrt herum und verschmähte ihre sonstigen Vergnügungen, und doch schien sie nicht unglücklich zu sein, denn die Amme bemerkte oft, daß ein verklärtes Lächeln ihre Züge erhellte, und erlauchte oft Worte des Glückes und innerer Herzenswonne, die, ohne daß sie es wußte, von ihren Lippen fielen. — Am liebsten brachte sie ihre Zeit am Uferende zu, da sang sie heitere Weisen, die von dem Echo der Berge aufgenommen wurden und wie Sphären-Gesang weiter klangen. Zuweilen sah man sie ihre Arme plötzlich gegen den See ausbreiten, ihm Kufhändchen zuwerfen und Liebesworte zuflüstern; zu anderen Zeiten wieder sah sie stundenlang stumm und regungslos da, mit einem Ausdruck in den Zügen, als lausche sie auf die Sprache des rauschenden Wassers, die ihr Wunderbares zu erzählen schienen. — Bald verbreitete sich im ganzen Lande die traurige Mär, die schöne Königstochter sei entweder wahnsinnig geworden oder — sie stehe mit den unterjenseischen Mächten in Verbindung; aber dies letztere wagte niemand laut auszusprechen.

Bei der Rückkehr des Königs steckten dieser, die Amme, der Leibarzt und der erste Rath am Hofe die Köpfe zusammen, aber keines von ihnen wußte Rath. Ihre Verlegenheit stieg noch, als die Prinzessin auf ihr Drängen erklärte, sie hätte sich verlobt, doch wäre ihr Verlobter, dessen Namen sie sieben Jahre lang nicht nennen dürfte, nicht unter ihren Freiern zu finden; sie bäte daher, der Vater möchte diese heimlich, damit sie nicht noch längere Zeit in nutzlosem Verben verlören.

Mit schwerem Herzen gab hierauf der König den fürstlichen Bewerbern bekannt, seine Tochter wäre krank, sie bedürfte nach dem Anspruche der Ärzte der vollkommensten Ruhe und müßte jahrelang mit Liebes- und Heirathsanträgen verschont bleiben. Und so verließen die Freier einer nach dem anderen den königlichen Hof. Man sah keinen Jüngling ritt gesentten Hauptes die Straße dahin, auf der er voll der schönsten Hoffnungen dahergekommen war.

Die Nachricht von der Krankheit der schönen Königstochter verbreitete sich in allen Nachbarländern; man sprach von nichts

anderem, und so groß war die Theilnahme und Trauer, daß ganze acht Tage lang niemand Lust verspürte, seinen Nachbar zum Kampfe herauszufordern, und die Waffen ruhen.

Im königlichen Schloße zu Glens ward es mit jedem Jahre stiller und einsamer. Der alte König, in seinen Hoffnungen gekränkt, hielt sich mehr denn je (an Kampf und Streit fehlte es damals nie) im Felde auf; seine Tochter ging stumm in den weidmülligen Wäldern herum und hegte das von den Anderen ungeehrte Glück in der stillen Brust. Die alte Amme hatte es längst verlernt, ihren Gefühlen anders als durch ein trauriges Kopfschütteln Luft zu machen. Der Gesang der Gespielinnen war auch verstummt; diese hatten sich zerstreut, schien doch die Gebieterin keiner Ansprache und Gesellschafft zu bedürfen. Der Hofnar selbst hatte die Kappe an die Wand gehängt und war in die weite Welt gegangen.

An jedem ersten Maimorgen vor Sonnenaufgang verschwand die Prinzessin auf kurze Zeit aus dem Schloße. Die Amme wußte dann, daß sie sich an's Seeufer begeben, wosin sie ihr nicht folgen durfte. Ein oder das andere Mal hatte sie es zwar versucht, doch ehe sie noch den See erreicht hatte, war ihm ein weißer Nebel entstritten und hatte sich zwischen sie und ihren Liebling gelegt, sodas ihre alten Augen dessen Glück nicht schauen konnten.

Wieder eines ersten Maimorgens aber sah ein kleiner Bauernjunge am Seeufer und unterhielt sich unschuldigen Herzens damit, den Fischlein, die am ersten Mai ebenfalls früh erwachten, Brodtrumen zuzuwerten, anstatt sie nach sonstiger Knabenart durch Steinwerfen zu schrecken, als er auf der scharfen Kante eines über das Wasser hängenden Felsens die Gestalt der Prinzessin gewahrte. Schon wollte er die Stimme erheben, um die arme Wahnsinnige — denn dafür galt sie im Lande — vor der Gefahr, in der sie schwebte, zu warnen, da entzog eine sich plötzlich verbreitende, ihn für einen Augenblick des Gesichtes beraubende Helle sie seinen Blicken. Als ging die Sonne in dem Grunde des Sees auf, so schien das überwältigende Licht aus der Tiefe des bewegten Gewässers zu strahlen.

Mit Staunen blickte der Knabe, dessen Auge sich nach und nach an den Glanz gewöhnte, in das steigende Gewoge von Licht- und Wasserfluthen, dessen wallendem, wirbelndem Schaume ein schneeweißes Ross entstieg, das einen gekrönten Reiter von so herrlicher Manneschönheit, wie sie auf Erden nicht zu schauen, auf seinem Rücken trug. Ross und Reiter waren von einem glänzenden Gefolge von Seerjungfrauen und Jünglingen umgeben, die leuchtende Blumen in den Wasserweg streuten und eine liebliche Musik ertönen ließen; zu gleicher Zeit verbreitete sich ringsum süßer Rosenduft. So glitt der Zug langsam über den sich vor ihm ebennenden See dahin, dem Felsen zu, auf dem die Prinzessin nun wieder sichtbar wurde. Dort angekommen, schwang sich der königliche Reiter hinauf, die goldenen Zügel seines Rosses dem zurückbleibenden Gefolge zuwerfend.

Der Knabe sah, wie der Seelkönig vor der glückstrahlenden Prinzessin das Antlitz beugte, und wie die beiden einige Minuten lang in vertraulichem Gespräch verharren; aber was sie sprachen, das konnte er nicht hören, da die Wasser-Nymphen ihre Harfen ertönen ließen, indem sie dazu gar lieblichen Gesang anstimmten.

Nach kurzem Verweilen verabschiedete sich der fürstliche Besuch und der Zug setzte sich nach der entgegengesetzten Richtung in Bewegung. Wiederholt wandte sich der Davonziehende um und erwiderte den Gruß der ihm Kufhändchen nachsendenden Geliebten. In der Mitte des Sees angekommen, versanken Ross und Reiter mit dem ganzen Zug in den Wellen, worauf der unterirdische Lichtglanz erlosch. Im Osten aber färbten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Bergespitzen mit ihrem röthlichen Scheine.

Voll Glück und Freude eilte der Knabe zum König und berichtete in seiner Emsigheit das Geschehene. Dieser aber ward böse, und um's Jahr feierte er am ersten Maimorgen seine Tochter hinter Schloß und Kiegel.

Doch was geschah? Der See schwall an, seine Wasser hoben und hoben sich und entfliehen unter brausendem Schall ihren Ufern, das ganze Land überfluthend. Schon unrauschten die Wassermassen das königliche Schloß, — da warf sich der ganze Hof dem Könige zu Füßen und suchte um Rettung des eigenen Lebens und des ganzen Landes durch Freigebung der Prinzessin. Der König, seine That bereuend, entließ seine Tochter mit eigener Hand der Hast, und siehe, die Wasser begannen im selben Augenblicke zu sinken und kehrten in ihre Schranken zurück, ohne das Opfer eines Menschenlebens gefordert zu haben!

So lernte der alte König erkennen, daß, obwohl sämmtliche Fürsten Erin's vor seinem Namen zitterten, es doch in seiner nächsten Nähe einen gab, mit dem er sich an Kräfte nicht messen konnte, und er beschloß, nicht sobald wieder seine eigene Ohnmacht blozustellen, indem er sich dem Willen des Seekönigs widerepte.

Seine Tochter lebte von nun an ungehindert ihrem inneren Glück, von dessen Abglanz ihre äußere Erscheinung mit jedem Jahr in vollkommener Schönheit leuchtete. Sie sprach kein Wort, wenn sie auch für jeden im Hause ein freundliches Lächeln und liebevolle Mienen und Gebärden hatte.

Sieben Jahre waren verlossen seit jenem Morgen, an dem das jugendliche Königskind *O'Donoghue* zum ersten Male begegnete, als die Stumme am Vorabend des Maimorgens plötzlich die Sprache wiederfand und ihrer treuen Erzieherin bekannt gab, ihre Probezeit wäre vorüber, und das nächste Morgenrauen würde sie mit dem Manne ihrer Wahl vereinen. Sieben Jahre hätte dieser zur Prüfung ihrer Treue und Beständigkeit ausgezeit; wenn in dieser Zeit es keinem irdischen Freier gelang, ihr Herz zu fesseln und das Bild *O'Donoghue's* daraus zu verdrängen, dann wollte er sie als Fürstin in sein unterjenseisches Reich einführen. Nur einmal jährlich, am ersten Maimorgen, hätte während der langen Probezeit ein kurzes Begeggen mit dem Geliebten sie beglückt.

„Amm, theure Amme!“ rief sie mit all' der stürmischen Zärtlichkeit früherer Tage, ihre Arme um den Hals der treuen Alten schlingend, „für Deine Liebe und Treue soll es Dir vergönnt sein, das Glück Deines Pfleglings mit eigenen Augen zu schauen, — das heißt, wenn Du mich ruhig zehen läßt und verspricht, das Schloß nicht zu verlassen, sondern von dem hohen Fels aus dem Zuge mit dem Blick allein zu folgen.“

Vor dem nächsten Sonnenaufgang ließ sie sich in die Hochzeitsgewänder kleiden, die noch von jener Zeit her, wo man hoffte, sie würde sich einem irdischen Prinzen vermählen, für sie bereit lagen, und verließ nach kurzem Abschied allein und ungefolgt das königliche Schloß.

Von allen Zurückgebliebenen war es nur die Amme, deren

treue Augen das sahen, was nun geschah. Von dem hohen Zeller, wie ihr anempfohlen, gewährte sie zuerst die übernatürliche Helle, die den See bis auf den Grund erleuchtete und die Städte und Paläste in O'Donoghue's Reichthum ihren Blicken preisgab. Ein glänzender Zug bildete sich in der Tiefe, in dessen Mitte der Seekönig auf weissem Pferde zur Höhe stieg. Unter schmetternden Hochzeitsfanfaren näherte sich der Festzug dem Felsen, auf dem die Prinzessin, im flatternden Gewande, den Brautkranz im wehenden Haar, des Bräutigams harrete. Bei seiner Annäherung verließ O'Donoghue nicht wie sonst sein Ross, um sich an der Geliebten Seite zu begeben, sondern er hielt unweit des Felsens an und breitete seine Arme aus.

Mit einem weithin klingenden Freundschaftsrufer stürzte sich die Braut von der Felsenhöhe hinab an seine Brust.
Ein Trompeten-Lautschall erscholl, Harfen und Singstimmen fielen ein, und aus der Tiefe des Sees ertönte Glodentklang.

Der Amme entzückte Augen folgten dem herrlichen Hochzeitszuge, bis die letzte Spur davon ihren Blicken entschwunden, der letzte Lichtstrahl erloschen war; dann wollten sie, die das Glück des Lieblings geschaut, nichts mehr auf dieser Welt sehen und schlossen sich betriedigt für immer.

Von den Gefährten des alten Königs, als er, aus einem längeren Kriege heimkehrend, das Geschehene erfuhr, erzählt uns die Geschichte nichts. Das Kränkestem muß für ihn in der Unmöglichkeit gelegen haben, das Land des tochterräuberischen Seefürsten mit Krieg zu überziehen. Er mag sich wohl einigermassen dafür entschädigt haben, indem er die Köpfe aller seiner Nachbarn ringsum der Reiche nach blutig schlug.

Von den vielen Bewohnern der Gegend, die an jenem verhängnißvollen Morgen früh aufgestanden waren, um den Mai zu begrüßen, wurde nur wenigen die Begünstigung zu theil, O'Donoghue und seinen Hochzeitszug zu schauen. — Die Prinzessin jedoch, sowie deren Sprung von der Höhe, sahen die Meisten. Die Nachricht davon verbreitete sich im ganzen Lande, und bis zum heutigen Tage nennt das Volk den betreffenden Felsen The lady's leap.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Ein Wort über Frauenberuf.

Von H. von Klindowstroem.



Es dürfte wohl nicht unangebracht sein, an dieser Stelle ein Thema zu berühren, das mit der Frauenfrage in engstem Zusammenhange steht und in gewissem Sinne eine Ergänzung zu dem in diesjährigen Beiblatt 17 der Illustrirten Frauen-Zeitung* gebrachten Artikel über das Ludwig-Wilhelm-Krankenhaus zu Karlsruhe bildet.

Wieviel Federn haben sich während des letzten Jahrzehnts in Bewegung gesetzt, um Vorschläge zu machen, auf welche Weise man den Frauen der gebildeten Kreise neue Berufsarten erschließen könne! Jetzt endlich ist man zwar bemüht, die Art an die Wurzel des Übels zu legen, zu bessern an dem für das praktische Leben viel zu wenig bietenden Unterricht in den höheren Mädchenschulen, um den Töchtern guter Familien durch eine umfassendere und gründlichere Bildung die Möglichkeit zu geben, sich selbständig durch's Leben zu helfen, ja sogar das deutsche Mädchen-Gymnasium ist bereits zur Thatfache geworden. Doch bis die Resultate aller dieser Bemühungen zur Geltung gelangen, dürfte abermals ein Jahrzehnt vergehen; auf jeden Fall kommen sie nicht mehr den Hunderten von alleinlebenden, beschäftigungslosen und unbefriedigten Damen zu gute, die in diesem Augenblicke eines Lebenszweckes entbehren.

Da es bekanntermaßen weit mehr weibliche Individuen als männliche auf der Welt giebt, so versteht es sich von selbst, daß nicht alle Mädchen heirathen können; trotzdem überfällt die Ledigen nur zu leicht ein Gefühl der Unbefriedigung und Bitterkeit. Manche finden ja im eigenen Familienkreise oder jenseits eine befriedigende Beschäftigung, die ihnen über jenes Gefühl hinweghilft, und manche sehnen sich überhaupt nicht nach einem bestimmten Lebenszweck; aber viele, besonders Mitglieder tüchtiger Familien, die für ihre thatkräftigen Naturen nicht das geeignete Feld finden, oder ganz Alleinstehende, die gezwungen sind, einen Beruf zu wählen, und zur Erzieherin nicht die nöthigen Kenntnisse, zur Künstlerin oder Kunsthandwerkerin nicht das nöthige Talent und zu dem Salon-Leben einer Gesellschaftlerin in vornehmen Häusern nicht die nöthigen Eigenschaften besitzen, klagen, daß es ihnen unmöglich ist, sich auf eine den Anforderungen ihres Standes entsprechende Weise nützlich zu machen. Und doch giebt es ein Feld der Thätigkeit, das gerade der besten Kräfte bedarf und jeder Individualität gerecht werden kann, — ich meine die Diakonie.

Gewöhnlich verbindet sich für den Laien mit dem Begriffe „Diakonie“ der Gedanke an unablässig schwere Krankenpflege, strenge Andachtsübungen und ein klösterlich abgeschlossenes Dasein, und davor scheuen viele zurück. Dem ist nun aber keineswegs so, vielmehr werden die Schwestern je nach ihren Fähigkeiten und Individualitäten, und möglichst ihren Wünschen entsprechend, verwendet, sei es zur Gemeindepflege und in Kinder-Asylen, in Siechen-Anstalten und Rettungshäusern, sei es in der Apotheke und Dekonomie. Freilich müssen alle einen cursus in der Krankenpflege durchmachen, um ihren Oberen für alle Eventualitäten zur Verfügung zu stehen. Auch geben sich die meisten Menschen der Täuschung hin, daß man von dem Leben und der Welt Abschied nehmen müsse mit dem Augenblicke, wo man die Diakonissen-Tracht anlege, und dieser Entschluß erscheint ihnen unmöglich. Wir sagten dagegen eine dem Hause Krankhaus in Schlesien (Krankenhaus und Anstalt für Epileptische und Schwachsinrige) angehörige Schwester, die Tochter eines hohen Offiziers, welche viel in der Welt herumgekommen ist und die Geselligkeit genügend genossen hat, daß sie eigentlich erst in Wahrheit in die Welt getreten sei und angefangen habe, das Leben kennen zu lernen, als sie barmherzige Schwester geworden. Sie habe die verschiedensten Gegenden, Menschen und Häuserlichkeiten von ganz neuen Gesichtspunkten aus gesehen; in ihrer Eigenschaft als Pflegerin sei sie mit den Familien-Verhältnissen aller Stände so eingehend bekannt geworden, wie es sonst niemand zu theil werde, und habe Studien gemacht, die ihre Erfahrungen und ihren Gesichtskreis bedeutend erweitert hätten. Mit großer Frische und

Freudigkeit schilderte sie das Leben im Mutterhause, wo unter den 220 Hausgenossinnen viel Heiterkeit und Scherz in munterem Gedankenaustausche sich entwickelte, keine Zwistigkeiten mündlich ausgesprochen und ausgeglichen würden, und wo die Oberin, Gräfin von der Neude, abends die gerade dienstfreien Schwestern um sich versammelte, um wirklich schöne Musik mit ihnen zu treiben und die musikalische Begabung der Einzelnen zu fördern. Auch erwähnte sie, daß ihre Gesundheit sich bedeutend bessert und gekräftigt habe, seitdem ihrem Körper Arbeit und regelmäßiges Leben zur Gewohnheit geworden sei, und fügte hinzu, daß sie dieselbe Beobachtung an vielen ihrer Mitschwwestern gemacht, die bei ihrem Eintritt an Migräne, Bleichsucht und Nervosität gelitten.

Keineswegs scheidet die Diakonistin aus ihrem Familien-Verbande, sobald sie in den Schwestern-Verband tritt; sie vergrößert jenen nur, denn die Mitglieder des Mutterhauses, deren eines sie wird, die Pfléglinge, die sie übernimmt, diese alle zählen von dem Augenblicke an mit zu ihrer Familie. Aber während des in bestimmten Zeitabschnitten sich wiederholenden mehrwöchentlichen Urlaubs gehört sie den Ihren dabei wiederum allein an.

Es fehlt den Diakonissen-Häusern nicht an jungen, tüchtigen Arbeitskräften, jedoch gerade in neuerer Zeit hat sich ein großer Mangel an gebildeten Elementen fühlbar gemacht, der empfindlich hemmend in den großen, bewunderungswürdigen Organismus eingreift. Es fehlt an Schwestern, die vermöge ihrer gesellschaftlichen Bildung und der socialen Stellung, in der sie aufwachsen, sich dazu eignen, die selbständige Leitung von Stationen, oder die Neu-Organisation solcher zu übernehmen, die, den oft schwierigen Verkehr mit den Behörden und Local-Vorständen in tactvoller und geschickter Weise vermittelnd, Autorität auszuüben vermögen und fähig sind, in den Mutterhäusern besondere Vertrauensposten zu besetzen, wie z. B. bei Führung einer Apotheke, was immerhin Vorkenntnisse und eingehendes Studium erfordert. Der Mangel an derartigen Elementen kommt so störend zur Geltung, daß Ihre Majestät die Kaiserin, welche wie ihre unvergeßliche Großmutter, die hochselige Kaiserin Augusta, sich mit ganzem Herzen den Interessen der Wohlthätigkeit und Krankenpflege widmet, Geisliche der verschiedenen Anstalten berief, um mit ihnen zu berathschlagen, wie dem abzuwehren sei. Die hohe Frau hegt den lebhaften Wunsch, daß die Töchter guter Gesellschaftskreise, die sich von dem Leben in der großen Welt nicht befriedigt fühlen und dabei entbehren, dem Liebeswerke des Samariterdienstes sich widmen möchten, und jede neue Anregung hierzu trägt vielleicht mit dazu bei, die Wünsche Ihrer Majestät zu fördern.

Der Johanner-Orden hat es sich bereits seit geraumer Zeit zur Aufgabe gemacht, allen denen die Wege zu ebnen, die etwa Neigung und Interesse für diesen Beruf zeigen, und läßt auf seine Kosten die sich bei ihm meldenden Damen in der Krankenpflege ausbilden, d. h. er bewirkt die Aufnahme, die unentgeltliche Hin- und Rückreise und freie Station in den betreffenden, von ihm zu bestimmenden Krankenhäusern, welche die Ausbildung ebenfalls unentgeltlich übernehmen. Eine solche Lehrzeit dauert nie über sechs Monate, und die Ausgebildeten lehren nach Ablauf dieser Zeit in den Schoß ihrer Familien und in ihre weltlichen Beziehungen zurück, freilich in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sie sich fortbilden, das Gelehrte, soweit ihre sonstigen Geschäfte es erlauben, in ihrer Gemeinde verwirklichend, und unter der Bedingung, sich in schweren Zeiten dem Orden zur Verfügung zu stellen, sei es zur Aushilfe in den Mutterhäusern, wenn diese dem Orden Diakonistinnen zur Pflege im Felde oder für Epidemien im Lande abgetreten haben, sei es in besonderen Fällen zur Aushilfe in den eigenen Anstalten des Ordens. Doch wer thäte das denn nicht gern und freiwillig, dafern er überhaupt Interesse für die Sache hegt? Verläßt die Lehrpfléglerin jedoch das Mutterhaus aus freiem Willen vor beendeter Lehrzeit, so hat sie dem Orden die durch sie entstandenen Kosten zurückzuerstatten. — Wer sich übrigens eingehender hierüber unterrichten will, lese das Buch über Diakonie von Pastor Schäfer aus dem Altonaer Krankenhaus.

Auch denen, die noch nicht die Absicht haben, den Beruf einer Diakonistin zu ergreifen, ist ein cursus in der Krankenpflege nicht abzurathen, der dann allerdings ohne Beihilfe des Johanner-Ordens durchgemacht werden müßte. Mag man auch noch so lebenslustig und weltlich sein, so tritt doch oft in der eigenen Familie und nächsten Umgebung die Nothwendigkeit an uns heran, am Krankenbett helfende Hand anzulegen, und der Patient wird es wohlthätig empfinden, wenn diese Hand geschult ist. Fühlt ferner eine oder die andere der Damen, die einst einen solchen cursus durchgemacht haben, sich aus irgend einem Grunde unbefriedigt in ihrem Kreise, oder haben traurige Verhältnisse sie vereinjamen lassen, so kennt sie aus eigener Anschauung die Anforderungen, die ihrer warten, falls sie sich entschließt, sich ganz in den Dienst der werththätigen Liebe zu stellen. Sie weiß, was sie verläßt, und weiß, was sie gewinnt, und vermag selbst zu beurtheilen, was ihr von höherem Werth ist; auf jeden Fall hat sie keine Enttäuschung zu befürchten und geht einem hochgeachteten, befriedigenden, wenn auch schweren Berufe mit offenen Augen entgegen.

Nachdruck verboten.

Natagan-Tanz.

Zu dem Bilde von Paul Ivanowitsch. Siehe Seite 165.

Nur selten bringt zu uns eine Kunde von den kriegerischen Nachkommen der alten Myrier, die in den wilden Felsenhäusern des Pindos, des Perikeri- und des Prokletja-Gebirges hausen und die alten, barbarischen Sitten ihrer Väter noch fast ungemindert erhalten haben. Faustred, Fehde, Blutrache, mit diesen drei Worten charakterisirt diese G. v. Gahh in seinen „Albanesischen Studien“, und in der That beziehen sich alle Nachrichten, die im civilisirten Europa dann und wann über die Albanesen oder, wie die Türken sie nennen, Arnauten anstehen, fast ausschließlich auf die Grausamkeiten, die sie bei Ausübung der bei ihnen durch das Verkommen gebotenen und alljährlich zahlreich Opfer fordernden Blutrache vollführen. Man hört also eigentlich nur immer von den Unthaten der Albanesen, während ihre Sitten bei uns so gut wie unbekannt sind. Um so mehr wird man es daher mit Freude begrüßen, daß in letzter Zeit ein begabter Künstler es unternommen hat, uns durch lebendige Darstellungen näher mit den Gebräuchen dieses interessanten Volkstammes bekannt zu machen, dem es trotz aller Wildheit doch auch

an edeln Charakterzügen keineswegs fehlen soll. Allerdings ist und bleibt der Albanese vor allen Dingen krieger; das kommt auch über Jugend zum Ausdruck auf dem vorliegenden Bilde, dem Gegenstücke zu dem wegen seines sonnenfarbigen Colorits und seiner trefflichen Charakteristik vielbewunderten Gemälde „Zweikampf in Albanien“ von demselben Meister, welches die diesjährige Berliner Kunst-Ausstellung zierte.

Zumitteln eines alten Gemäuers, das vielleicht noch der Zeit entstammt, da unter Pyrrhos griechische Cultur in Albanien Wurzel fassen zu wollen schien, haben sich die Männer des Dörchens versammelt, um sich an dem feurigen Kriegstänze zu begeistern, den einer der Ihrigen, ein Häne von Gehalt, zum Klange der Mandoline und des Tambourins vor ihnen anführt. Aus ihren Augen blüht die Freude über die Stärke und Gewandtheit, mit denen der Gefährte die scharfgeschnittenen Schwörter durch die Luft sausen läßt, immer nicht an dem eigenen Haupte vorüber. Selbst der weißbärtige Alte fühlt sich noch einmal jung und klatzt dem fähigen Tänzer mit anfeuernden Juxen Beifall. Ein Bild ist es voller Kraft und Bewegung, das auch die malerische Tracht der Albanesen in wirksamster Weise zur Geltung kommen läßt!

R. S.



Alte Abonnentin in Schlesien. — Bezüglich der Brede's theilen wir Ihnen folgendes mit: Die Familie stammt aus Westfalen und erhielt 1790 zu Rünghen den Reichsdicariat-Adel von Brede, 1791 den bayrischen Freiherrn-Titel. Karl Philipp Freiherr von Brede, 1767 zu Heidelberg geboren (bayrischer Feldmarschall seit 1814), ward 1809 — durch Bayern im folgenden Jahre bestätigt — französischer Graf, 1814 bayrischer Fürst mit dem Prädicat „Fürst. Gnaden“. Der Sohn Karl Philipp war der 1797 geborene Karl Theodor Fürst von Brede, dessen Sohn Carl Friedrich Fürst von Brede ist, geboren 1828. — 1882 erfolgte die bayrische Verleihung des Prädicats „Durchlaucht“, geknüpft an den Besitz des Ehrenlebens Gütern. Erbprinz ist Philipp Carl Maria Gabriel, geboren 1862. — Näheres finden Sie vielleicht in Heilmann's: „Feldmarschall Fürst Brede“, Leipzig 1881.

Gerechtigkeits-Freundin, Kreuznach. — Die Grundsätze, die von Frau Augustine Kuckert, der französischen Vorkämpferin für Frauenrechte aufgestellt wurden, lauten: 1) Alle Franzosen, Männer wie Frauen, sind gleich vor dem Gesetz und genießen dieselben Rechte. 2) Das wahre allgemeine Stimmrecht für Männer und Frauen tritt an Stelle des jetzigen bloßen Männer-Stimmrechts. 3) Eichtung der Besetzung durch eine aus Männern und Frauen bestehende Versammlung; Eichtung der Gesetze durch Referendum der Männer und Frauen Frankreichs. 4) Krieg und Frieden, sowie der Staatshaushalt sind der Beschlussfassung aller Franzosen, Männer und Frauen, vorbehalten. 5) Wittel-Schulen, in denen Knaben und Mädchen nebeneinander unterrichtet und für alle Staatsämter vorbereitet werden, um später gleichen Lohn und Gehalt zu empfangen. 6) Erleichterung der der Frau zustehenden Rollen; Entschädigung für die Mutterpflicht. 7) Beschränkung für die Männer, Wohlthätigkeits- und Pflegepflicht für die Frauen. 8) Persönliche Freiheit gleichmäßig für Männer und Frauen; ebenso unbedingte Denk- (?) und Pressfreiheit. 9) Schwurgerichte aus Männern und Frauen bestehend.

Wagda, Breslau. — Sie tragen uns nachstehenden Fall vor: Ich speise in einem Restaurant, das hauptsächlich von Damen besucht wird; es essen aber auch ein paar Herren dort. Ich sitze nun fast täglich neben dem einen, der sich immer verbeugt, wenn ich kam, obgleich wir uns nicht dochehrt sind. Kürzlich begegnete mir dieser Herr auf der Straße, sah mich groß an, ließ aber, bei zweifelhafter Erkenntung, seinen Hut ruhig auf dem Kopfe. Ich fand dies so unhöflich, daß ich von nun ab im Restaurant sein „gelegnetes Wahlrecht“ ignorirte. Jetzt überfällt er mich ebenfalls. Ich möchte die gerechte Redaction fragen, ob dieser ungemüthliche Zustand durch meine Schuld herbeigeführt ist, und wie ich ihn ändern könnte, ohne mir etwas zu vergeben?

Antwort: Natürlich liegt die Schuld auf Ihrer Seite, denn wenn der Herr Ihnen nicht dorgehrt ist, beugt er gar nicht das Kopf, Sie, die ihm fremde Dame, auf der Straße grüßen zu dürfen, während er der Tischgenosin correcter Weise die übliche Höflichkeit erweisen muß. Anderer Anlaß nach machen Sie nur ein Unrecht gut und vergeben sich nicht das geringste, wenn Sie dem Herrn, im Falle er schon vor Ihnen bei Tisch sitzt oder Sie sich vor ihm erheben, bei Ihrem nächsten Erscheinen im Restaurant freundlich „gelegnetes Wahlrecht“ wünschen. Wir sind überzeugt, daß der Ihnen unbehagliche Mann dann gebrochen sein wird.

J. R., Oberhol. — Ja, außer der bekannten Dame, über deren Trauung mit einem Officier die Zeitungen berichteten, giebt es noch eine zweite russische Regimentstochter, Nada Eduardowna Orjanofskaja. Beim Uebergang des 35. Branntfalken-Regiments über den Schipstap in Pluckhale der Tundis, am 7. Januar 1878, hatte der Unteroffizier Sabscherba ein halberbrochenes siebenjähriges Mädchen gefunden, welches er dem Regiments-Commandeur Oberst Eller zuführte. Das zum Bewußtsein gebrachte unglückliche Kind nannte seinen Vornamen und erzählte, daß seine Mutter Valentine geheissen habe und beide Eltern von den Türken erschlagen worden seien. Weitere Angaben konnte die Waise nicht machen. Das Regiment nahm sich der kleinen Wulgarin väterlich an. Nachdem sie einige Jahre in der Familie des Regiments-Commandeurs verlebte hatte, wurde Nada im Institute für adlige Fräulein in Warschau untergebracht, das sie im vorigen Jahre absolvirte, worauf sie bei ihrem Regimente, in dessen Garnison Kremenchuk in Gegenwart des Regiments-Commandeurs, den russischen Unterthanen-Eid ablegte. Aus den Alimonatlich, seit dem Jahre 1878 von den Officieren des Regiments gemachten Einzahlungen, im Betrage von je 35 Kopelen, hat sich bereits ein Kapital von über 7000 Rubeln gebildet, das zur Wittigst für die Regimentstochter bestimmt ist.

Muthige, Agram. — Allerdings wird behauptet, daß Frauen viel mehr Mut und Geduld besitzen, als Männer, wenn es sich darum handelt, fähige Operationen zu erbulden. „Ich würde lieber“, sagte ein bekannter Londoner Zahnarzt, drei Frauen als einen Mann zu Patienten haben. Zugende von Frauen könnte ich nennen, die, ohne zu zucken, die größten Schmerzen ertragen. Die Majorität der Männer dagegen ist im Operations-Stuhle feige. Sie brauchen nur die Instrumente zu sehen, und welche Furcht ergreift sie. Es sind auch meist Männer, die ihre erkrankten Zähne mit Hilfe des Gases ausgezogen zu haben wünschen, dabei voll Angst, daß sie nicht wieder zum Bewußtsein kommen könnten; während andererseits es ganz gewöhnlich ist, daß eine gebrechliche aussehende Dame den Gebrauch des Gases ablehnt und ruhig, ohne zu murren, dem unvermeidlichen, schmerzhaften Proceße sich unterwirft.“